

Kulturelle Partizipation im Langzeitvergleich

Eine empirische Analyse am
Beispiel der Stadt Köln
KARL-HEINZ REUBAND

1. Einleitung

Bevölkerungsbefragungen auf lokaler Ebene zur kulturellen Partizipation sind selten. Zwar hat es auf Seiten der Städtestatistiker schon vor mehreren Jahren Bemühungen gegeben, die Kulturstatistik nicht allein auf die Zahl der verkauften Karten, sondern ebenfalls auf Befragungen in der Bevölkerung zu stützen (DEUTSCHER STÄDTETAG 2004). Doch haben die Statistikämter der Städte bislang von diesem methodischen Zugang wenig Gebrauch gemacht. Auch außerhalb der Statistikämter kam es in den letzten Jahren, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, nicht zu nennenswerten Initiativen – weder im akademischen noch im anderen Rahmen¹ – so dass es nicht nur an entsprechenden Studien, sondern auch an Zeitvergleichen in Deutschland mangelt.

Damit musste die Frage ungeklärt bleiben, ob steigende oder sinkende Besucherzahlen (wie sie sich in den Kultur-Statistiken widerspiegeln) auf Veränderungen in der Zahl der Nutzer oder auf Veränderungen in der Häufigkeit der Nutzung innerhalb eines konstanten Kreises der Nutzer zurückgehen. Ebenso musste ungeklärt bleiben, aus welchen Kreisen der Bevölkerung sich die Nutzer rekrutieren und ob sich in dieser Hinsicht im Lauf der Zeit Veränderungen vollzogen haben. Es gibt allenfalls auf bundesweiter Ebene vereinzelte Studien, in denen die Nutzung kultureller Einrichtungen in der Bevölkerung wiederholt und mit gleichem Instrumentarium erfragt wurde. In einigen geschieht dies in differenzierter Form, durch Spezifikation der Art der Kultureinrichtung (KEUCHEL 2005; OPASCHOWSKI 2005), in anderen wird in globaler Weise die Partizipation erfasst (wie etwa im SOEP oder ALLBUS). Letzt-

1 Es gibt allenfalls im Auftrag von Kulturämtern und ähnlichen Einrichtungen gelegentlich Erhebungen (z. B. KEUCHEL 2003, KEUCHEL/GRAFF 2011), die allerdings punktuell als Bestandsaufnahme aktueller Bedingungen angelegt sind und keine Langzeitvergleiche ermöglichen.

genannte Studien eignen sich nur eingeschränkt für einen Langzeitvergleich kultureller Partizipation.²

Vorteil bundesweiter Umfragen ist, dass sie Aussagen für die Gesamtheit der Bundesbürger erlauben, ungeachtet dessen, ob kulturelle Einrichtungen an deren Wohnort vorhanden sind oder nicht. Das Vorhandensein wird allerdings als Kontextmerkmal niemals mit erhoben. Damit bleibt die Frage ungeklärt, wie häufig kulturelle Einrichtungen genutzt werden, wenn die Gelegenheit dafür existiert. Man kann allenfalls durch Aufgliederung der Daten nach Ortsgröße gewisse Rückschlüsse ziehen und hierbei zum Maßstab die Befunde für Großstädte nehmen (wo die kulturelle Infrastruktur in der Regel hinreichend vorhanden ist).

Weil Kontextdaten zum Vorhandensein kultureller Einrichtungen in den bundesweiten Umfragen nicht erhoben werden, bleiben etwaige Änderungen in der kulturellen Infrastruktur mit ihren Folgen bei Zeitvergleichen notwendigerweise aus der Betrachtung ausgeklammert. Der Tatbestand ist umso misslicher, als es in den letzten Jahren in der staatlich geförderten Kultur teilweise zu Einsparungen, zur Zusammenlegung von Einrichtungen oder zu anderen Änderungen in der Gelegenheitsstruktur gekommen ist (FÖHL 2010). Nicht nur die Nutzungshäufigkeit könnte davon beeinflusst werden, sondern auch die soziale Zusammensetzung der Besucher: z. B. wenn Einschränkungen des kulturellen Angebots unterdurchschnittlich die Großstädte betreffen, in denen besser Gebildete und Jüngere überproportional vertreten sind. In einem solchen Fall würden sich Änderungen in der sozialen Zusammensetzung der Besucher allein aus Änderungen in der Gelegenheitsstruktur ergeben.

Will man Änderungen des Nutzungsverhaltens unter Kontrolle und Konstanzhaltung der kulturellen Gelegenheitsstruktur durchführen, bie-

2 Zu Arbeiten, die auf das *Sozio-ökonomische Panel* (SOEP) bzw. der *Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften* (ALLBUS) zurückgreifen und dabei u. a. auch von den Fragen zur Kulturnutzung Gebrauch machen, u. a. HUTH/WEISHAUPT (2009), ISENGARD (2011), SPELLERBERG (2011). Das Problem der Operationalisierung im SOEP und in anderen Erhebungen mit gleichem Instrumentarium liegt nicht nur darin, dass global der Besuch von Veranstaltungen „wie Oper, klassische Konzerte, Theater, Ausstellungen“ erfasst wird und damit den etwaigen kulturspezifischen Eigenarten und Veränderungen der Nutzung nicht Rechnung getragen werden kann (die Werte könnten z. B. stabil bleiben durch gegenläufige Trends in unterschiedlichen Bereichen). Höchst problematisch ist ebenso, dass die Häufigkeit der Nutzung aufgrund der verfügbaren Antwortkategorien nur im Bereich der häufigen Nutzungsfrequenz ermittelt wird: „täglich, mindestens einmal pro Woche, mindestens einmal im Monat, seltener, nie“. Sinnvoll wäre gewesen, die Nutzung, die seltener als einmal im Monat stattfindet, ebenfalls differenziert zu erfassen.

ten sich Studien auf lokaler Ebene an. Im Folgenden soll eine Analyse des Langzeitwandels kultureller Partizipation am Beispiel der Stadt Köln unternommen werden. Es handelt sich um eine Stadt mit gut ausgebauter kultureller Infrastruktur: einem Opernhaus, mehreren Theatern und Museen sowie einem großen Konzertsaal, der *Philharmonie*. Zwei Erhebungen bieten sich für den Langzeitvergleich an: eine Bevölkerungsumfrage aus dem Jahr 1991 und eine im Jahr 2010 durchgeführte Umfrage. Die Erhebungen haben den Vorteil, zusammen einen Zeitraum von rund zwanzig Jahren zu umspannen, sodass Fragen des Langzeitwandels aufgegriffen werden können. Zudem bieten sie den Vorteil, die Partizipation differenziert nach Art der Einrichtung mit annähernd gleichen Frageformulierungen und Antwortkategorien ermittelt zu haben. Andere Erhebungen, die sich für einen Langzeitvergleich eignen, gibt es für Köln nicht. Und sie liegen auch für andere Städte nicht vor.³

Drei Fragestellungen interessieren uns im Folgenden: (1) Wie viele Bürger partizipieren an den unterschiedlichen Kultureinrichtungen, und welche Art von Kultureinrichtung findet den größten Zulauf? (2) Wie sehr werden kulturelle Interessen in die Nutzung entsprechender kultureller Einrichtungen umgesetzt? (3) Welche sozialen Merkmale nehmen Einfluss auf die Nutzung der kulturellen Einrichtungen, und welche Veränderungen haben sich in dieser Hinsicht im Zeitverlauf ergeben?

2. Methodisches Vorgehen

Die Umfrage des Jahres 1991, welche die Ausgangsbasis des Vergleichs darstellt, wurde von uns im Rahmen eines größeren Projektes zu Lebensbedingungen in Köln und aktuellen Fragen, gefördert von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft*, erhoben. Sie stützt sich auf eine Randomstichprobe aus dem Einwohnermelderegister der Stadt und umfasst Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit, 18 Jahre und älter. Befragt wurden 555 Personen im Rahmen von face-to-face-Interviews (REUBAND/BLASIUS 1996). Die Umfrage des Jahres 2010, welche zur Beschreibung

3 Für Köln gibt es allenfalls noch Daten des Statistischen Amtes der Stadt Köln, die sich auf einzelne Umfragen stützen, vergleichbare Indikatoren für einen Langzeitvergleich jedoch fehlen in diesem Bestand. Wo es an anderen Orten vergleichbare Erhebungen mit identischem Erhebungsinstrumentarium gibt, mangelt es andererseits an notwendiger Differenzierung kultureller Einrichtungen. So z. B. der Fall in Umfragen des Amtes für Stadtforschung Nürnberg, bei denen Schauspielhaus, Kammerspiel und Oper zusammengefasst und nicht einzeln erhoben wurden.

der gegenwärtigen Verhältnisse verwendet wird, fand durch das Institut *Omniquest* im Auftrag des *Kölner Kulturrats* statt. Sie erfolgte telefonisch auf der Basis zufallsgenerierter Telefonnummern und umfasst Personen, 18 Jahre und älter, mit denen auf Deutsch ein Interview möglich war. Durch die Wahl zufallsgenerierter Nummern wurden auch diejenigen Personen in die Randomauswahl einbezogen, die nicht in öffentlichen Telefonverzeichnissen aufgeführt sind. Befragt wurden 1.000 Personen.⁴

Der Wechsel des Erhebungsmodus, wie er sich in den beiden Umfragen widerspiegelt – von face-to-face zu telefonisch –, ist nicht untypisch für die Änderungen in der Praxis der Sozialforschung der letzten Jahre: telefonische Befragungen haben weitgehend face-to-face-Befragungen ersetzt (ADM 2010). Für die Aussagekraft der Ergebnisse dürfte dieser Wechsel des Modus ohne größere Bedeutung sein (GLAGOW/BÜHLER 1987; FREY et al. 1990; JUNG 1990; REUBAND/BLASIUS 1996; JÄCKLE et al. 2006). Wenn Effekte überhaupt auftreten, betreffen sie in erster Linie sozial erwünschte Sachverhalte. Und zu diesen zählen Fragen der kulturellen Partizipation sicherlich weniger als etwa solche zu Delinquenz, Drogenkonsum oder exzessiven Alkoholgebrauch. Ebenso wenig dürften größere Effekte aus der Tatsache erwachsen, dass die Ausschöpfungsquote in der neuen, telefonisch durchgeführten Umfrage niedriger liegt als in unserer Ausgangsstudie.⁵ Denn Ausschöpfungsquoten sagen in der Regel nur bedingt etwas über die Repräsentativität von Umfragebefunden aus (u. a. KOCH 1998; KEETER et al. 2006; TRIPPLET 2002; DIEKMANN 2007: 425).

Weitaus gewichtiger dürfte in unserem Fall die thematische Ausrichtung der Erhebungen sein. So stellt die Erhebung von 1991 eine Mehrthemenumfrage dar und wurde den Zielpersonen gegenüber global als Umfrage zu den Lebensbedingungen in der Stadt und zu aktuellen Fragen bezeichnet. Die Umfrage von 2010 hingegen ist auf ein einziges Thema beschränkt – das der kulturellen Partizipation. Und entsprechend

4 Daten dieser Erhebung wurden uns freundlicherweise für eine Sekundäranalyse zur Verfügung gestellt. Was die Erhebung von 1991 angeht, so schließt diese eine kurze zusätzliche Feldphase im Frühjahr 1992 ein (REUBAND/BLASIUS 1996). Da der größte Teil der Befragten auf das Jahr 1991 entfällt, wird im Folgenden die Erhebung als eine des Jahres 1991 bezeichnet.

5 1991 lag die Ausschöpfungsquote bei einer Mehrheit der Zielpersonen (REUBAND/BLASIUS 1996). In der Telefonbefragung von 2010 beläuft sich der Anteil auf eine Minderheit. Letzteres ist nicht untypisch für heutige Befragungen, egal ob sie face-to-face oder telefonisch durchgeführt werden (u. a. WASMER et al. 2010; REUBAND 2012; SCHNEIDERAT/SCHLINZIG 2012).

wurde sie den Zielpersonen gegenüber bei der Kontaktaufnahme am Telefon präsentiert. Dies aber muss angesichts der Bedeutung, die das Umfragethema für die Teilnahme an Befragungen hat (GROVES et al. 2004), zwangsläufig zu einer thematischen Selbstselektion und Überrepräsentation der Kulturinteressierten und Kulturaktiven führen.

Die Überrepräsentation der Kulturinteressierten kann nicht durch Gewichtung der Daten – etwa nach dem Merkmal Bildung (wie dies im Folgenden bei der Schätzung kultureller Partizipation geschieht) – völlig ausgeglichen werden.⁶ Sie bleibt auch unter diesen Umständen, wenn auch auf niedrigerem Niveau, bestehen. Und betroffen davon ist nicht nur die ermittelte Verbreitung kultureller Partizipation, sondern ebenso der Zusammenhang zwischen sozialen Merkmalen und kultureller Teilhabe: er wird unterschätzt. In welchem Umfang dies der Fall ist, kann nicht näher quantitativ bestimmt werden. Sicher ist nur: man muss, wenn man eine realistische Schätzung der Verhältnisse treffen will, von stärkeren Zusammenhängen ausgehen, als es die Zahlen der Berechnung nahelegen. Entsprechende Modellberechnungen (s. Anh.) belegen dies.

Trotz der genannten Probleme gilt: Wenn man die methodischen Eigenheiten der neuen Erhebung bedenkt und bei der Interpretation berücksichtigt, kann man sie sehr wohl in einen Trendvergleich einbeziehen. Die grundlegenden Muster dürften auch unter den gegebenen Bedingungen reproduziert werden und Vergleiche ermöglichen. Und was den Einfluss der sozialen Merkmale auf die kulturelle Partizipation angeht, kann man diesen zumindest genauer eingrenzen: Man kann davon ausgehen, dass die Effekte in der neusten Erhebung entweder gleich

6 In der Erhebung von 1991 weisen 33 % der Befragten Abitur oder Hochschulbildung auf, im Mikrozensus für Köln sind dies zu dieser Zeit 26 %. Im Jahr 2010 weisen 61 % der Befragten Abitur oder Hochschulbildung auf, im Mikrozensus für Köln sind es 47 %. Das Ausmaß der Überrepräsentation von Personen mit höchstem Bildungsabschluss in der Umfrage ist damit fast identisch (mit einem Faktor von 1,27 bzw. 1,30). Stärker betroffen als 1991 sind 2010 die Personen mit Volks- oder Hauptschulbildung: im Jahr 1991 sind sie mit einem Faktor von 0,85, im Jahr 2010 von 0,50 unterrepräsentiert. Bei der Schätzung der Verbreitung benutzen wir den gewichteten Datensatz, in den Alter und Bildung als Gewichtungsfaktor eingehen. Bei der Analyse des Zusammenhangs zwischen Variablen (Tab. 3ff.) wird der ungewichtete Datensatz verwendet (zu diesem Vorgehen u. a. DIEKMANN 2007; ARZHEIMER 2009). Offen bleiben muss an dieser Stelle die Frage, inwieweit sozial erwünschte Antworttendenzen den ermittelten Zusammenhang zwischen Bildung und kultureller Partizipation beeinflussen. Dass es einen derartigen Effekt gibt und die kulturelle Partizipation der schlechter Gebildeten überschätzt wird, belegt eine Untersuchung zum Opernbesuch in Düsseldorf (REUBAND 2007b). Würde sich dieser Effekt hier ebenfalls auswirken, würde der Einfluss der Bildung in beiden Erhebungen unterschätzt.

oder höher – aber auf keinen Fall niedriger – liegen als es die jeweiligen Befunde ausweisen.

3. Verbreitung kultureller Partizipation

Als erstes soll der Frage nach der Verbreitung der Nutzung jener Einrichtungen am Wohnort nachgegangen werden, die der Hochkultur zugerechnet werden: Oper, klassisches Konzert, Theater und Museen. In den beiden Erhebungen wurden die Fragen zur Häufigkeit der Nutzung annähernd gleich gestellt, mit nahezu identischen Antwortkategorien. Diese reichen von „mehrmals die Woche“ bis „nie“ bzw. „überhaupt nicht“. Der einzige nennenswerte Unterschied liegt darin, dass bei der Frage zur Nutzungshäufigkeit 1991 die Kategorie „einmal im Jahr“ vorgegeben war, diese 2010 hingegen mit „seltener als einmal im Jahr“ zur Kategorie „seltener“ zusammengefasst wurde. Die Endkategorie („nie“ bzw. „überhaupt nicht“) kann für beide Erhebungen als de facto identisch angesehen werden.

	Oper		Theater		klassisches Konzert		Museen	
	1991	2010	1991	2010	1991	2010	1991	2010
mehrmals im Monat	1	1	2	2	1	5	4	8
einmal im Monat	4	2	6	6	3	5	5	10
mehrmals im Jahr	8	14	19	29	15	16	30	32
einmal im Jahr	5	} 22	10	} 28	6	} 23	11	} 28
seltener	14		18		17		24	
nie	68	61	45	35	58	51	26	23
	100	100	100	100	100	100	100	100
(N=)	(554)	(999)	(554)	(982)	(554)	(998)	(553)	(994)
<i>Basis:</i> gewichteter Datensatz nach Alter und Bildung								
<i>Frageformulierung:</i> 1991: „Wie oft nehmen Sie folgende Einrichtungen in Anspruch bzw. wie oft besuchen sie...“; 2010: „Wie oft im Monat besuchen Sie persönlich folgende Kölner Kulturangebote? Oper, Theater, Konzertbesuch Klassische Musik, Museen und bildende Kunst“.								
<i>Antwortkategorien:</i> 1991: mehrmals in der Woche, einmal die Woche, mehrmals im Monat, einmal im Monat, mehrmals im Jahr, einmal im Jahr, seltener, nie. 2010: mehrmals die Woche, einmal die Woche, mehrmals im Monat, mehrmals im Jahr, seltener, nie. [Hier: mehrmals in der Woche, einmal pro Woche und mehrmals im Monat zu mehrmals im Monat zusammengefasst]								

Tab. 1: *Besuch kultureller Einrichtungen im Zeitverlauf* (in %)

Wie man Tab. 1 entnehmen kann, ist in beiden Jahren der Museumsbesuch am häufigsten, gefolgt vom Theaterbesuch und mit weiterem Abstand vom Besuch klassischer Konzerte. Am seltensten ist der Opernbesuch. Die Rangfolge lässt sich nicht nur an der Zahl derer messen, die mehrmals im Jahr die jeweilige Einrichtung aufsuchen. Sie lässt sich auch erkennen an der Zahl derer, die nie von der entsprechenden Einrichtung Gebrauch machen. Das Muster erweist sich im Langzeitvergleich als stabil. Der Museumsbesuch bleibt am populärsten, der Opernbesuch am wenigsten. Bezüglich der Nutzungshäufigkeit variieren die Angaben zwischen den Jahren und weisen für das Jahr 2010 durchgängig höhere Werte auf. Da die jüngste Erhebung aber aus den genannten methodischen Gründen mit einer Überschätzung der kulturellen Nutzung einhergeht, wäre es verfehlt, daraus einen Bedeutungszuwachs der Kultur für die Bürger abzuleiten. Im Gegenteil dürfte die Nutzung – wie die Besucherzahlen nahelegen – sogar erheblich zurückgegangen sein. Die Kölner Entwicklung spiegelt in dieser Hinsicht Veränderungen wider, die sich auch anderswo in Deutschland vollzogen haben – doch die Entwicklung scheint sich in Köln in weitaus verschärfter Form ereignet zu haben.⁷

7 Der Rückgang in Köln ist mehr als doppelt so stark wie im Bundesdurchschnitt. 1990/1991 wurden in Köln im Opernhaus 302.650 Karten verkauft, 2008/2009 194.559 (STADT KÖLN 2004: 165, 2010: 188). Für das Schauspielhaus wurden 1990/91 135.616 Besuche gezählt, 2008/09 86.039, für die städtischen Museen 1995 1.060.299 Besuche, 2009 843.305 (STADT KÖLN 2004: 164, 2010: 185). Danach gibt es, trotz gewisser jährlicher Schwankungen, überall einen rückläufigen Trend je nach Einrichtung zwischen 20 und 37 %. Unbekannt ist, wie groß der Anteil der auswärtigen Besucher in den jeweiligen Jahren war. Angesichts dessen lassen diese Zahlen nur tentative Schlüsse zu. Es ist freilich kaum anzunehmen, dass der Rückgang allein auf die Nicht-Kölner unter den Besuchern zurückgeht. Bedenkt man zudem, dass Köln nicht zu den Städten mit schrumpfender Einwohnerzahl zählt, bedeuten die rückläufigen Besucherzahlen rückläufige Besucherfrequenzen pro Kopf der Bevölkerung. Was die bundesweiten Zahlen im gleichen Zeitraum angeht, so ist die Zahl der Besucher der Musiktheater von 7.502.100 im Jahr 1991/92 auf 6.452.665 gesunken, die Zahl der Theaterbesucher von 6.114.293 auf 5.439.196 (BOLWIN 2010: 143). Im Fall des Musiktheaters entspricht dies einem Rückgang von 14 %, im Fall des Theaters von 11 %. Im Fall des Museumsbesuchs lässt sich – konträr zum allgemeinen Trend – ein Anstieg der Besucherzahlen feststellen (HAGEDORN-SAUPE 2010: 177, 183). Allerdings ist dieser Anstieg z. T. auch eine Folge des Zuwachses in der Zahl (kleiner) Museen, die nicht notwendigerweise als Kunstmuseum gelten können, und einem gestiegenem Meldeverhalten (REUBAND 2010a: 28). Die allgemeinen Besuchertrends widerlegen dem allzu oft vorgebrachten Optimismus, der – wie z. B. bei Rombach (2005) – einen ungebremsten, kontinuierlichen Zuwachs der kulturellen Nutzung in der Bevölkerung als mehr oder minder selbstverständlich unterstellt.

Vergleicht man die Kölner Befunde mit analog erhobenen Befunden anderer Städte, so wird ersichtlich, dass sich in der Häufigkeit des mehrmaligen Besuchs die Kölner in den beiden Erhebungen nicht nennenswert von den Einwohnern anderer Städte unterscheiden. Die Werte liegen innerhalb der Variationsbreite der Zahlen, die für Hamburg, Kiel, Düsseldorf, Stuttgart, München und Dresden nachgewiesen wurden. So liegt z. B. der Anteil der mehrmals pro Jahr unternommenen Opernbesuche in Köln mit 13 bzw. 17 % auf ähnlichem Niveau wie in Stuttgart, München, Dresden oder Düsseldorf. Auf ähnlichem Niveau wie in den anderen Städten – z. T. sogar höher – liegt die Häufigkeit des klassischen Konzert- und des Theaterbesuchs. Und beim Museumsbesuch werden die meisten der anderen genannten Städte sogar überrundet: Die Erhebung von 1991 weist für Köln einen Wert für den mehrmaligen Besuch pro Jahr von 39 % auf (die von 2010 von 50 %). In Hamburg, Kiel, Düsseldorf und Stuttgart liegen die entsprechenden Zahlen – einer Umfrage aus dem Jahr 2002 zufolge – lediglich zwischen 22 % und 36 % (nur in München und Dresden wurden Werte von 40 % und mehr erreicht; REUBAND 2010b).

Gleichwohl gibt es in Köln auch Anzeichen einer im Vergleich zu den anderen Städten größeren Kulturabstinenz der Bürger. Dies ist der Fall, wenn man den Anteil derer zum Maßstab nimmt, die von sich sagen, „nie“ die jeweilige Kultureinrichtung zu nutzen. Im Fall des Opernhauses sind es in Köln etwas mehr als 60 %, die sich in dieser Weise äußern, in den anderen genannten Städten sind es nirgendwo mehr als 45 %. Im Fall des Konzertbesuchs liegen die entsprechenden Werte in Köln bei etwas mehr als 50 %, in den anderen Städten bei höchstens 42 %. Auch im Fall des Theater- und des Museumsbesuchs überschreiten die Kölner Zahlen für kulturelle Abstinenz die der anderen Städte. Berücksichtigt man die Verzerrungen aufgrund der thematischen Rekrutierung der Kölner Befragten in der jüngsten Erhebung, so müsste man sogar noch von einem höheren Grad an Kulturabstinenz ausgehen als es die genannten Zahlen ausweisen.⁸

8 Der Anteil derer, die in den anderen Städten „nie“ in das Theater gehen, liegt zwischen 12 % und 26 % (REUBAND 2010b), in Köln in der Umfrage von 2010 (= der Umfrage mit Überschätzung der kulturellen Partizipation) hingegen bei 35 %. Einer postalischen Umfrage des Statistischen Amtes der Stadt Köln aus dem Jahr 2008/2009 zufolge, in der – mit anderer Fragekonstruktion als in unserer Erhebung (und daher eingeschränkter Vergleichbarkeit) – der Theaterbesuch erfragt wurde, liegt der Anteil derer, die „überhaupt nicht“ ein Theater besuchen, gar bei 39 %. Der Anteil derer, die „nie“ Museen besuchen, liegt in der Städteumfrage bei Werten um 6-12 % (so in Hamburg, Stuttgart, München, Dresden) bzw. 21-22 % (so in Düsseldorf und Kiel), in der

Was aber bedeutet dieses Paradoxon einer Kölner ‚Normalität‘ in der Häufigkeit des mehrmaligen Besuchs pro Jahr bei gleichzeitig überproportionalem Anteil von Personen, die von sich sagen, „nie“ die kulturelle Einrichtung zu nutzen? Offensichtlich spiegelt sich darin eine Polarisierung in der Bevölkerung wider. Während sich die Bürger anderer Städte im Fall weitgehender Kulturabstinenz der Kategorie des „seltenen“ Besuchers zurechnen – und sich damit ihrem Selbstbild gemäß noch als Nutzer sehen – sind die Kölner eher geneigt, sich als Nicht-Nutzer einzustufen. Der Verzicht auf die Nutzung scheint bei ihnen grundlegender zu sein. Dies könnte – so ist zu vermuten – eine prinzipiell andere Haltung zur Nutzung der Hochkultur widerspiegeln: Die Distanz zu ihr scheint größer. Träfe dies zu, so wäre diese umso bemerkenswerter, als Köln in den 50er- und 60er-Jahren als ‚die‘ deutsche Kulturhauptstadt galt (ALEMANN 1997: 226), und diese Ansicht auch in der Folgezeit noch lange bestand. Der Ruf einer Stadt als „kreativ“, so Jürgen Friedrichs (1998: 158) mit Bezug auf Köln, hält sich offensichtlich länger als der Sachverhalt, auf den sich dieser gründet. Und der Ruf muss – wie man aufgrund unserer Befunde ergänzen kann – nicht notwendigerweise ein Pendant in der Nutzung der städtischen Kultureinrichtungen durch die Bürger finden.

4. Kulturelle Interessen und Nutzung kultureller Infrastruktur

Angaben zur Häufigkeit der Nutzung einer kulturellen Einrichtung sagen nichts über deren Popularität auf der Einstellungsebene aus. Denn die Gelegenheit der Nutzung kann variieren und manchen davon abhalten, den eigenen kulturellen Interessen zu folgen. So mag mancher Bürger der Stadt Operaufführungen hoch schätzen und dennoch das Opernhaus selten aufsuchen – z. B. weil er keine Zeit hat, der Besuch für ihn zu kostspielig ist oder er die Inszenierungen nicht sonderlich schätzt (REUBAND 2008). Umgekehrt mag mancher Bürger Opern nicht son-

Kölner Umfrage von 2010 bei 23 %. Der Umfrage der Stadt Köln zufolge besuchen 30 % „überhaupt nicht“ Ausstellungen, Museen, Galerien. Würde man in den Vergleich noch den Anteil derer einbeziehen, die in der Umfrage der Stadt Köln „ganz selten (maximal 1-2mal im Jahr)“ Ausstellungen, Museen oder Galerien besuchen, wäre die überproportionale Kulturabstinenz der Kölner noch spektakulärer (Die Kölner Zahlen wurden freundlicherweise vom Statistischen Amt der Stadt Köln zur Verfügung gestellt, ausgewählte Ergebnisse der Umfrage von 2008/2009 sind abgedruckt in STADT KÖLN 2011).

derlich goutieren, aber gelegentlich durch den Ehepartner, Freunde oder Bekannte veranlasst werden, sich eine Aufführung anzuschauen. Bei den anderen Kultureinrichtungen, wie Konzerthallen, Theater und Museen, ist von ähnlichen Verhältnissen auszugehen. Einstellungen und Verhalten – so hat die Forschung gezeigt – korrelieren miteinander, stehen aber nicht in einem perfekten Zusammenhang (u. a. CIALDINI et al. 1981). Angesichts dessen wäre es verfehlt, aus Änderungen in den Interessenlagen auf analoge Änderungen in der Nutzung der entsprechenden Kultureinrichtungen zu schließen.⁹

Ermittelt man anhand einer Liste, welche Kunstform bzw. Kultureinrichtung die Befragten persönlich besonders interessiert, so werden – der Umfrage von 2010 zufolge – mit einem Anteil von 59 % am häufigsten die Museen genannt. Ein Interesse am Theater bekunden 55 %, an klassischer Musik 42 % und an Opern 28 %.¹⁰ Die Rangordnung des geäußerten Interesses entspricht der Rangordnung in der Nutzungshäufigkeit, wie wir sie zuvor beschrieben haben. Die Zahlen selbst aber sind damit nicht notwendigerweise identisch. Setzt man die Interessenbekundung mit der Häufigkeit der Nutzung in Beziehung, so wird deutlich (Tab. 2), dass Interesse und Verhalten erwartungsgemäß auseinanderfallen und bestehende Handlungspotentiale nur bedingt realisiert werden: So geben unter denen, die an Opern interessiert sind, nur 42 % an, mehrmals im Jahr in die Oper zu gehen. Und unter denen, die an klassischer Musik interessiert sind, gehen nur 55 % mehrmals im Jahr ins Konzert.¹¹ Am größten ist die Chance der Handlungsrealisierung bei den Personen, die sich für bildende Kunst und Museen interessieren. Hier setzte eine Mehrheit von 66 % das eigene Interesse in eine entsprechende Nutzung um.

- 9 Wie sehr man vorsichtig sein muss, aus Änderungen in der Interessenlage auf Änderungen des Verhaltens zu schließen, zeigt sich u. a. in einer Publikation von Opaschowski (2006), in der – recht kühn und ohne entsprechend hinreichende Belege – ein kontinuierlicher Anstieg des Interesses an der Hochkultur und ein Anstieg in der Besuchshäufigkeit unterstellt wird, man an anderer Stelle seiner Publikation jedoch einen Rückgang bei der Nutzungshäufigkeit in der gleichen Zeit entnehmen kann.
- 10 Erfasst wurden weiterhin das Tanztheater (bekundetes Interesse: 24 %), Rock/Pop/Jazz (53 %), Literatur (43 %) und Film (69 %).
- 11 Siehe dazu auch die Ergebnisse einer bundesweiten Befragung aus dem Jahr 2011. Danach bekundeten bei der Frage nach den kulturellen Freizeitaktivitäten, denen sie mindestens einmal im Jahr nachgehen würden, 44 % der Befragten, „klassische Musik [zu] hören“. 24 % gaben auf die gleiche Frage an, „in Klassikkonzert gehen“. Bezogen auf den Anteil der Klassikhörer entspricht der Anteil der Konzertgänger – ähnlich wie in den Kölner Befunden zum Klassik-Interesse – 55 % (NEUWÖHNER/KLINGLER 2011: 596, eigene Berechnungen).

	Interesse	
	Ja	Nein
Museen und bildende Kunst	66	25
Theater	54	16
klassische Musik	55	6
Oper	42	7

Basis: gewichteter Datensatz, 2010
Aufgeführt ist der Anteil, der mehrmals im Monat die betreffende Einrichtung benutzt, in Abhängigkeit vom Interesse an der jeweiligen Einrichtung/Kunstform.

Tab. 2: Realisierung kultureller Interessen in Form der Nutzung des jeweiligen kulturellen Angebots mehrmals im Jahr (Mehrfachnennungen in %)

Man kann der Tabelle des Weiteren entnehmen, dass es – je nach Einrichtung in unterschiedlichem Umfang – Personen gibt, die sich für die jeweilige Kunstform oder Kultureinrichtung nicht interessieren, von ihr aber dennoch Gebrauch machen. Die Quote liegt zwar weit unter der, die für die Kulturinteressierten typisch ist. Aber sie weist durchaus nennenswerte Größenordnungen auf. Am häufigsten kommt die Nutzung trotz fehlenden Interesses bei Museen vor: Hier sagen 25 % der Nichtinteressierten von sich, sie würden mehrmals im Jahr in ein Museum gehen. Es folgt mit einem Anteil von 16 % das Theater. Opernhaus und Klassisches Konzert bilden mit 6 bzw. 7 % das Schlusslicht.

Die Reihenfolge in der Häufigkeit der Nutzung kultureller Einrichtungen durch die Nichtinteressierten gleicht der Reihenfolge, die bei den Kulturinteressierten zu beobachten war: Museen sind am populärsten, gefolgt vom Theater und dann erst klassischen Konzerten und Opern. Vermutlich liegt der Grund für diese Ähnlichkeit primär in der Verstärkerwirkung sozialer Beziehungen: Weil bildende Kunst und Museen in der Bevölkerung höheres Interesse genießen als Opern oder Konzertbesuch und die entsprechenden Einrichtungen auch eher genutzt werden als die anderen, ist die Wahrscheinlichkeit, jemanden zu kennen, der in Museen geht, höher als die Wahrscheinlichkeit, auf einen Opern- oder Konzertliebhaber zu treffen. Mit anderen Worten: Die Verbreitung des Verhaltens in der Bevölkerung entscheidet mit über die Chance, mit Personen in Kontakt zu kommen, die dieses Verhalten zeigen. Wer kunstinteressiert ist, wird aufgrund dessen verstärkt motiviert werden, sein Kunstinteresse in entsprechendes Handeln umzusetzen. Und wer nicht kunstinteressiert ist, wird durch die Kontakte veranlasst, einen Besuch

zu erwägen – und sei es nur, um mit anderen Menschen mitreden zu können, welche sich öfter oder gelegentlich der jeweiligen Kultureinrichtung zuwenden. Verstärkt wird jeweils, was in dem sozialen Milieu des Einzelnen verbreitet ist.¹²

Die kulturelle Wertschätzung der einzelnen Formen von Hochkultur, wie sie sich in den Elitemedien darstellt, dürfte dagegen nur partiell mit zu dem beschriebenen Muster der Partizipation beigetragen haben. Nimmt man die Berichterstattung über die Hochkultur in den Elitezeitungen *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und *Süddeutsche Zeitung* als Maßstab, so wird den bildenden Künsten spätestens seit den 70er-Jahren stets mehr Beachtung geschenkt als der klassischen Musik, und dieser wiederum wird mehr Beachtung entgegengebracht als dem Theater.¹³ Die herausgehobene Stellung des Interesses an den Museen steht mit diesem Muster im Einklang, nicht aber die Stellung von Theater und klassischer Musik. Das Interesse am Theater ist in der Bevölkerung größer als das Interesse an Opern oder klassischer Musik, und Theater werden auch häufiger besucht. In der Darstellung der Elitemedien aber ist das Theater der klassischen Musik (in die Opern ebenso wie klassische Konzerte einbezogen sind) nachgeordnet.¹⁴

- 12 Allgemein gilt: Menschen haben überproportional in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis Kontakt zu Personen mit ähnlichen sozialen Merkmalen und Einstellungen wie sie selbst. Dies betrifft die Merkmale Alter, Schichtzugehörigkeit und Parteipräferenz (u. a. SCHNEIDER 1969; REUBAND 1971, 1974; WOLF 1996). Und es betrifft – wenn auch nicht perfekt – die kulturellen Interessen (OTTE 2008). Zur Bedeutung sozialer Netzwerkbeziehungen als Verstärker für Einstellungen, Verhalten und psychische Befindlichkeiten s. insbesondere auch CHRISTIAKIS und FOWLER (2010).
- 13 Die Inhaltsanalysen beziehen sich auf die Darstellung von Kultur in der jeweils gesamten Ausgabe, nicht auf den Feuilletonteil allein. Die Inhaltsanalysen wurden für die Jahre 1955, 1975, 1995 und 2005 durchgeführt. Nur im Jahr 1955 nahmen die bildenden Künste nicht den herausgehobenen Platz ein, stattdessen das Theater, gefolgt von der klassischen Musik (JANSSEN et al. 2011: 162f., Tab.).
- 14 Die Tatsache, dass in der Umfrage das Interesse an Opern und das Interesse an klassischer Musik getrennt abgefragt wurde, bietet keine Erklärung für das beschriebene Muster. Berechnet man, wie viele der Befragten ein Interesse an Opern oder klassischer Musik bekunden, kommt man auf einen Wert von 48 %. Und berechnet man, wie viele der Befragten mehrmals im Jahr Opern oder klassische Konzerte besuchen, kommt man auf einen Wert von 31 %. Beide Werte liegen unter den entsprechenden Werten für das Theater. Des Weiteren zeigt sich: Diejenigen, die Opern oder klassische Musik schätzen, besuchen zu 56 % Opern oder Klassische Konzerte mehrmals im Jahr. Diejenigen, die kein Interesse bekunden, tun dies zu 8 %.

5. Egalisierung kultureller Partizipation durch Prozesse der Individualisierung?

Kulturelle Partizipation ist selektiv, nicht nur im Hinblick auf den Anteil der Bevölkerung, der von den kulturellen Einrichtungen Gebrauch macht, sondern auch im Hinblick auf die soziale Zusammensetzung der Nutzer. Besser Gebildete, so hat sich in der Vergangenheit in mehreren Untersuchungen gezeigt, sind überrepräsentiert. Ein wesentlicher Grund dafür liegt darin, dass höhere Bildung mit einem vermehrten Interesse an kulturellen Fragen einhergeht (REUBAND 2006a). Das Interesse dafür wird bereits im Mittelschicht-Elternhaus gelegt (aus dem überproportional die besser Gebildeten stammen), und es setzt sich mit der schulischen Ausbildung und dem weiteren Lebensverlauf fort. Für manche besser Gebildeten mag die Kultur sogar – wie Pierre Bourdieu (1982) es beschrieben hat – als Distinktionsmittel dienen, um sich von den schlechter Gebildeten abzusetzen und sich selbst zu überhöhen. Die soziale Ungleichheit wird gewissermaßen kulturell legitimiert.

Es fragt sich allerdings, ob der Bildungseffekt in dieser Form weiterhin besteht. So glauben manche Autoren, dass gesellschaftliche Individualisierungsprozesse (BECK 1986) den Stellenwert sozialer Merkmale – insbesondere Bildung – gemindert hätten und es heutzutage viel egalitärer zugehe als früher.¹⁵ Und betroffen sei davon auch der Bereich der Hochkultur. Prototypisch für die Annahme einer Individualisierung im Kulturbereich ist z. B. Udo Bermbach (2010: 114), der meint, dass sich für die unterschiedlichen sozialen Schichten keine sie spezifisch definierende kulturelle Selbstverständlichkeiten mehr nachweisen lassen, auch wenn es nach wie vor grobe soziale Raster gibt, die kulturelle Vorlieben und Präferenzen mit sozialen Schichten zu verbinden erlauben. Die an Oper Interessierten würden entsprechend „keine sozial spezifisch umrissene Klientel“ mehr darstellen. Sie kämen vielmehr heutzutage aus unterschiedlichen sozialen wie kulturellen Milieus.

Die Frage, die sich stellt und bislang wenig diskutiert wurde, ist allerdings wodurch die Egalisierung in der Zusammensetzung bewirkt sein

15 Ob es tatsächlich allgemein zu Individualisierungsprozessen in der Bundesrepublik gekommen ist und zu einer Entkoppelung von sozialen Merkmalen auf der einen Seite und Einstellungen und Verhalten auf der anderen Seite, ist in der sozialwissenschaftlichen Literatur kontrovers und nicht eindeutig empirisch geklärt. Zu empirischen Befunden, primär zum Wahlverhalten, und Kontroversen über die Aussagekraft der Theorie s. u. a. SCHNELL/KOHLER (1998); MÜLLER (1998); zur Frage der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit siehe PAPE/RÖSSEL (2008).

sollte. Die eine denkbare Erklärungsvariante besteht darin, dass die schlechter Gebildeten heutzutage für die Hochkultur aufgeschlossener sind als früher (was eher unwahrscheinlich ist).¹⁶ Die andere Variante ist, dass die höher Gebildeten nicht mehr wie früher – quasi automatisch – die Hochkultur als einzig erstrebenswerte Kultur begreifen. Das Bildungsbürgertum, das die Wertschätzung der Hochkultur als ein zentrales Merkmal des eigenen Selbstverständnisses begreift und sich gegenüber anderen Formen der populären Kultur abgrenzt, könnte sich in seinen traditionellen kulturellen Orientierungsmustern aufgelöst haben.

Diese Entwicklung wäre kompatibel mit der Individualisierungsthese, die besagt, dass sich seit längerem eine Lösung von traditionellen kollektiven Gruppenbindungen und ihren Traditionen vollzieht. In der Tat spricht manches dafür, dass die Hochkultur nicht mehr den prominenten Platz in der kulturellen Wertschätzung einnimmt wie noch Jahrzehnte zuvor. Nimmt man die Berichterstattung über kulturelle Themen in den Elitezeitungen¹⁷ als Maßstab, so haben in Deutschland – ähnlich wie in anderen Ländern (aber weniger stark) – Themen der Populärkultur zu Ungunsten von Themen der Hochkultur an Bedeutung gewonnen (JANSSEN et al. 2011). Dies könnte heißen, dass in den höheren Bildungsgruppen, die am ehesten Elitemedien rezipieren, die Bindung an die Themen der Hochkultur längerfristig gelockert sind (es könnte freilich ebenfalls bedeuten, dass bei ihnen das Interesse an der Hochkultur weiterhin besteht, es nunmehr nur ergänzt wird durch das Interesse an Themen der Populärkultur, etwa andere Formen der Musik als nur der klassischen).

16 Sicherlich gibt es z. T. – etwa in der Museumspädagogik – Bemühungen auch jene Schichten zu erreichen, die bisher nicht erreicht wurden. Ob dies erfolgreich ist oder nicht, ist ungeklärt. Sicher ist aber auch: Durch die selektive Nutzung der Medien gemäß den eigenen Bedürfnissen – die heutzutage besser realisiert werden kann als früher –, ist es heutzutage eher möglich, Sendungen zu vermeiden, die einen nicht interessieren. Und Kultursendungen im Fernsehen gehören zweifellos für viele Menschen dazu. Die Ausbreitung privater Fernsehender hat zu diesem Trend selektiver Nutzung gemäß dem eigenen Bedürfnisprofil zweifellos mit beigetragen. S. auch MEULEMANN/GILLES (2011) zum Verhältnis Medien- und Kulturnutzung.

17 Der Inhaltsanalyse zugrunde gelegt wurden in Deutschland die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und die *Süddeutsche Zeitung*, und diese jeweils in ihrer Gesamtheit. Würde man sich nur auf den Kernbereich der Kulturberichterstattung – das Feuilleton – beziehen, würden die Akzente womöglich etwas anders aussehen. Was die Einflusstruktur angeht, so ist zwischen der Berichterstattung und den Rezipienten eine Wechselwirkungen zu unterstellen: Die Leser werden von der Berichterstattung mitbeeinflusst, aber die Inhalte der Berichterstattung spiegeln in gewissem Maße auch die Veränderungen in denjenigen Bildungsgruppen wider, denen die Leser angehören.

Gibt es auf der einen Seite Argumente für eine mögliche Entkopplung von Bildung und Partizipation an der Hochkultur, so gibt es doch andererseits auch welche, die genau das Gegenteil erwarten lassen. Und dieses könnte aus dem Wandel des Kulturangebots erwachsen. So ist von einer allgemeinen „Intellektualisierung“ des Kulturangebots im Langzeitvergleich gesprochen worden (WIESAND 2005: 448). In der Tat hat in den letzten Jahren, vor allem im Theater- und Opernbereich, ein Paradigmenwechsel stattgefunden, der sinngemäß unter dem Schlagwort „Weg von der Kulinarik hin zur Reflexion“ – die Hauptfunktion der Kunst im Denkanstoß sieht (z. B. SCHLÄDER 2001: 66; BEYER 2005: 37; SCHRÖDER 2012: 7) und seinen Niederschlag in entsprechenden Inszenierungen gefunden hat. Träfe die Diagnose einer zunehmenden Intellektualisierung des Kulturangebots zu, wäre denkbar, dass sich die soziale Kluft zwischen Kulturnutzern und Nichtnutzern vergrößert hat. Denn die Intellektualisierung des Kulturangebots setzt an die Rezipienten höhere Ansprüche an Dechiffrierungsleistungen – Kompetenzen, die sich eher unter den besser Gebildeten als den schlechter Gebildeten finden. Höher Gebildete sind für Gegenwartskunst und modernes Regietheater aufgeschlossener als schlechter Gebildete (HALLE 1992; REUBAND 2010c; ZAHNER 2010).

6. Befunde bisheriger Forschung

Die bisherigen empirischen Befunde zur Frage des sich wandelnden Einflusses sozialer Merkmale auf die kulturelle Partizipation sind bislang spärlich und mehrdeutig. So schreibt Susanne Keuchel (2006: 64) unter Rekurs auf eigene bundesweite Bevölkerungsumfragen, dass sich im Lauf der Zeit eine zunehmende „kulturelle Bildungsschere“ aufgetan hätte und verweist auf die besonders starke Repräsentation der Hochgebildeten unter den jüngeren Nutzern der Hochkultur. In ähnlicher Weise, unter Bezug auf andere bundesweite Umfragedaten, schreibt Horst W. Opaschowski (2006: 330) von einer steigenden „kulturellen Spaltung“ der Gesellschaft. Er betont, dass die Hochgebildeten nach wie vor unter den Kulturnutzern überrepräsentiert seien und dass die Kulturpolitik Versäumnisse der Bildungspolitik „kaum oder gar nicht mehr ausgleichen“ könne.

Die Tatsache, dass die besser Gebildeten heutzutage stärker als früher Nutzer der Hochkultur darstellen, ist indes noch lange kein Beweis für eine zunehmende „Bildungsschere“ oder „kulturelle Spaltung“. Der

Anteil muss allein schon aufgrund der zunehmenden Bildungsexpansion in der Bevölkerung steigen. Nur der Vergleich mit der Entwicklung der Nichtnutzer kann genauere Daten liefern. Diese aber werden in den entsprechenden Publikationen nicht aufgeführt. Auch Korrelationen oder andere Maße des Zusammenhangs – etwa mittels multivariater Analysen – werden nicht mitgeteilt.

Die wenigen Untersuchungen, in denen von Anfang an auch die Nichtnutzer in die Analyse einbezogen und auch Korrelationen berechnet werden, helfen hier leider auch nicht viel weiter. Sie stehen nahezu ausschließlich in der Tradition der Analyse alltagsästhetischer Schemata, wie sie einst von Schulze (1997 [1992]) entwickelt wurde. Kennzeichnend für diese Analysetradition ist, dass sie auf der Ebene global gefasster ästhetischer Schemata verbleibt und dass in die Operationalisierung nicht nur Verhalten, sondern auch Einstellungen eingehen. Dies mag für die primär interessierende Fragestellung der Autoren angemessen sein, für unsere Fragestellung ist es weniger der Fall. Denn Einstellungen und Verhalten sind nicht notwendigerweise identisch, und entsprechend kann es auch vorkommen, dass sich die sozialen Einflussfaktoren unterscheiden.

So zeigt eine Untersuchung von Müller-Schneider (2000: 368), die auf einer entsprechend weit gefassten Operationalisierung der ästhetischen Schemata basiert,¹⁸ im Zeitvergleich der Jahre 1985, 1993 und 1998 einen weiterhin bestehenden Einfluss der Bildung auf das Hochkulturschema, jedoch keinen oder allenfalls minimalen Effekt des Alters. Aus Untersuchungen zur Partizipation an der Hochkultur wissen wir andererseits aber, dass das Alter einen Effekt auf der Verhaltensebene ausübt, und steigendes Alter mit vermehrter Partizipation einhergeht (u. a. REUBAND 2006a, 2010b; ISENGARD 2011: 310). Die Einbeziehung der Einstellungsebene in die Operationalisierung in der Untersuchung von Müller-Schneider ist vermutlich primär für die andersgearteten Befunde verantwortlich.

Hinsichtlich der Bildungseffekte dokumentiert die Untersuchung von Müller-Schneider im Vergleich der Jahre 1993 und 1998 eine Zunahme

18 In der Untersuchung von Müller-Schneider (2000), in die Erhebungen von 1985, 1993 und 1998 einbezogen wurden, umfasst das Hochkulturschema z. B.: Bücher lesen, Weiterbildung, Besuch von Theatern, klassische Konzertbesuche, Klassische Musik hören, Interesse für Kultursendungen im Fernsehen, Interesse für Politik in der Zeitung und Interesse für Kultur in der Zeitung. Kein Alterszusammenhang mit der Zugehörigkeit zur Hochkulturszene (in deren Operationalisierung ebenfalls Einstellungen einbezogen werden) findet sich auch schon bei Schulze (1997: 190, 704).

der Korrelation zwischen Bildung und dem hochkulturellen Schema. In den vorangegangenen Jahren zwischen 1985 und 1993 verbleibt die Korrelation hingegen auf dem gleichen Niveau. Angesichts der Tatsache, dass die Erhebung von 1985 keine bundesweite, sondern eine lokale Untersuchung ist (die von Schulze), die Erhebungen von 1993 und 1998 jedoch bundesweite Erhebungen sind, muss man gegenüber der Diagnose einer Konstanz allerdings gewisse Vorbehalte haben. Es ist durchaus denkbar, dass sich schon früher gewisse Veränderungen ergeben haben. Doch wie auch immer man den Langzeitvergleich im Einzelnen einschätzen mag, eines ist sicher: Ein Rückgang des Bildungseffektes zeigt sich nicht, eher ein Anstieg.

Besucherumfragen im Kulturbereich bieten eine weitere denkbare Basis für Langzeitanalysen des Besucherpublikums. Doch an ihnen mangelt es, nicht nur weil die Zahl der Besucherumfragen relativ klein ist, sondern auch weil keine Replikationsuntersuchungen mit identischen oder vergleichbaren Instrumentarium zur Verfügung stehen. Wenn Untersuchungen durch Kultureinrichtungen initiiert werden – in Eigenforschung oder mittels Auftragsvergabe –, werden die Ergebnisse zumeist nicht publiziert (allenfalls für eigene Marketingzwecke verwandt). Kumulative Forschung findet unter diesen Umständen nicht statt.

Im Hinblick auf den Opernbesuch und die Bedeutung des Merkmals Bildung lassen sich lediglich Befragungen des Kölner Opernpublikums für einen Zeitvergleich heranziehen, beschränkt auf Aufführungen einzelner Opern (*Fidelio* und *Siegfried* bzw. *Götterdämmerung*). Die Resultate des Vergleichs sind nicht konsistent bezüglich der von ihnen beschriebenen Richtung des Wandels. So findet man auf der einen Seite eine weitgehende Stabilität der Bildungszusammensetzung, auf der anderen Seite eine Zunahme des Anteils besser Gebildeter.¹⁹ Ein Grund für die Unterschiedlichkeit der Ergebnisse mag darin liegen, dass es sich um einzelne Aufführungen handelt und Faktoren ins Spiel kommen, die

19 Befunde zur Bildungszusammensetzung der Aufführungen von jeweils zwei Kölner *Fidelio*-Aufführungen in den Jahren 1980 und 2004 finden sich in Reuband (2005b). Sie belegen weitgehende Stabilität über die Zeit – was angesichts des gestiegenen Bildungsniveaus in der Bevölkerung eine (wenn auch generationsbedingte) leichte Abnahme sozialer Exklusivität bedeutet. Vergleicht man andererseits Besucher von Richard Wagners *Ring des Nibelungen* in der Kölner Oper – 2004 am Beispiel der *Götterdämmerung* (REUBAND 2006b) und 2010 am Beispiel des *Siegfried* (VOMBERG 2010) – kommt man für diesen Zeitraum auf eine Zunahme hoch Gebildeter: Während 2004 61 % über einen Hochschulabschluss verfügten, waren es 2010 69 %.

eher idiosynkratischer als genereller Natur sind.²⁰ Ein anderer Grund könnte darin bestehen, dass unterschiedliche Zeitspannen abgedeckt werden – einerseits der Zeitraum zwischen 1980 und 2004, andererseits der Zeitraum zwischen 2004 und 2010. Der Anstieg im Bildungsniveau fällt bei dem Vergleich auf die jüngste Zeitperiode.

Schließlich ist in unserem Zusammenhang noch eine Sekundäranalyse von Jugendumfragen von Interesse, in denen Fragen zum Musikgeschmack gestellt wurden. Erfasst wird damit zwar nicht die Verhaltensebene, aber das grundlegende Potential für die Nutzung des Kulturangebots im Bereich der klassischen Konzerte und des Musiktheaters. Einbezogen wurden Schüler- und Jugendumfragen unterschiedlichster Provenienz ab den 50er-Jahren. Der Analyse zufolge kann man von einer abnehmenden Bedeutung der Bildung für den Musikgeschmack Jugendlicher nicht sprechen. Klassische Musik bleibt weiterhin eine Musikart, die von den besser Gebildeten überproportional geschätzt wird (OTTE 2010: 88). Ob die Stabilität der Bildungseffekte, die sich in den Jugendumfragen darbieten, ebenfalls für andere kulturelle Präferenzen und Interessen gilt, bleibt zwar offen, doch allein die Tatsache, dass in einem derart zentralen Bereich, wie dem des Musikgeschmacks, Stabilität in einem so langen Zeitraum vorzuherrschen scheint, ist Hinweis genug, um die These einer zunehmenden Entkoppelung der ästhetischen Präferenzen von den sozialen Merkmalen zu problematisieren. Zusammen mit den anderen zuvor referierten Befunden ergeben sich mithin Zweifel an der These einer Individualisierung, die im klassischen Musikbetrieb zu einer Auflösung traditioneller bildungsbezogener ästhetischer Präferenzen und Partizipationsformen geführt haben sollte.

Individualisierungsprozesse werden gewöhnlich im Zusammenhang mit den Merkmalen der Sozialstruktur und der Gruppenzugehörigkeit und dem herausgehobenen Stellenwert der Bildung diskutiert. Von besonderem Interesse im Zusammenhang mit der Frage der kulturellen Partizipation ist aber auch das Merkmal Alter. Alter ist hierbei nicht nur als chronologisches Alter zu verstehen, sondern auch als Merkmal der

20 Verwiesen sei etwa auf Schwankungen in der Zusammensetzung des Publikums selbst bei den gleichen Opern. Ursachen für die Schwankungen könnten z. B. im unterschiedlichen Anteil von Abonnenten liegen, die ein anderes demographisches Profil aufweisen als Nicht-Abonnenten (REUBAND 2007a) oder auch in Variationen des Anteils Älterer (REUBAND 2011). Die Schwankungen in der Bildungszusammensetzung können innerhalb eines Jahres so groß sein wie die Unterschiede zwischen den Jahren (REUBAND 2005b: 131, Tab. 2). In diesem Zusammenhang ist auch zu beachten, dass die Untersuchung von Vomberg (2010) für das Jahr 2010 auf lediglich einer Aufführung beruht.

Kohortenzugehörigkeit. Mit beiden Merkmalen können spezifische Sozialisationsprozesse verbunden sein, aber auch Fremd- und Selbstbilder, die mit gesellschaftlichen Rollen einhergehen.

Individualisierungsprozesse können sowohl am Alter als auch der Kohortenzugehörigkeit ansetzen, und sie könnten je nach Art des Einflusses auch unterschiedliche Prozesse in Gang setzen: Mag auch der Individualisierungsprozess dazu führen, dass das Alter als askriptives Merkmal für das Selbstverständnis an Bedeutung verloren hat, so könnte doch aufgrund von Kohorteneffekten die Bedeutung des Alters gleichzeitig wachsen. In dem Maße, wie sich nachwachsende Generationen durch ein sinkendes Interesse an der Hochkultur auszeichnen, muss das Alter an Erklärungskraft für die kulturelle Partizipation gewinnen.

Im Fall der Vorliebe für klassische Musik und Opern hat sich wiederholt ein enger Zusammenhang mit dem Alter gezeigt: Ältere Personen schätzen klassische Musik häufiger als Jüngere. Grund dafür ist zum einen ein Alterseffekt – steigende Vertrautheit begünstigt die Wertschätzung klassischer Musik (HARTMANN 1999), zum anderen ein Kohorteneffekt: Die nachwachsenden Generationen sind weniger als die vorherigen Generationen für klassische Musik aufgeschlossen (KÖCHER 2008; REUBAND 2009). Vieles spricht dafür, dass dieser Kohorteneffekt den größeren Einfluss ausübt und dieser Tatbestand auch für die Partizipation an der Hochkultur nachhaltige Auswirkungen mit sich bringt. So ist das Durchschnittsalter der Opernbesucher in den letzten Jahren überproportional gestiegen und der Verkauf von Tonträgern mit klassischer Musik unter den Jüngeren überdurchschnittlich gesunken (REUBAND 2009).

Manches spricht dafür, dass es auch in anderen Kulturbereichen zu Änderungen aufgrund von Kohortenprozessen gekommen ist. So dürfte die Tatsache, dass jüngere Menschen seltener Tageszeitung lesen als Ältere und sie sich eher selektiv in ihrer Mediennutzung verhalten, – sie mithin mehr als die Vorgängergenerationen ihren eigenen Bedürfnisse und Interessen gemäß die Inhalte auswählen (u. a. KÖCHER 2010: 427ff.) – in den jüngeren Kohorten eine reduzierte Wahrscheinlichkeit bedingen, zufällig auf Berichte über kulturelle Ereignisse am Wohnort zu stoßen. Die Voraussetzungen für die Rezeption von Nachrichten über lokale Ereignisse im Bereich der Hochkultur sind bei ihnen aus dieser Sicht im Laufe der Jahre schlechter geworden. Und damit ist auch die Chance gesunken, dass kulturelles Interesse geweckt wird. Jüngere, obwohl durchschnittlich höher gebildet als Ältere, zeigen selbst in neueren bundesweiten Studien ein generell geringeres Interesse an Kunst und

Kultur als die Älteren (KLINGLER/NEUWÖHNER 2003: 310; NEUWÖHNER/KLINGLER 2011: 595).

7. Der Einfluss von Geschlecht, Alter und Bildung auf die kulturelle Teilhabe in Köln

Was bringen nun unsere Analysen? Die in den bisherigen Untersuchungen ermittelten sozialen Determinanten kultureller Nutzung erweisen sich, wie man Tab. 3 entnehmen kann, auch in den hier herangezogenen Kölner Befragungen als erklärungskräftig. So findet sich bei allen Kultureinrichtungen ein Zusammenhang zwischen Bildung und Nutzungshäufigkeit. Am stärksten fällt der Bildungseffekt beim Museum-, Theater- und Konzertbesuch aus, am schwächsten beim Opernbesuch. Besser Gebildete sind zwar auch hier verstärkt unter den Besuchern anzutreffen, aber ihre Überrepräsentation ist nicht so stark wie bei den anderen Kultureinrichtungen.

Der Alterseffekt ist unseren Befunden zufolge beim Opern- und Konzertbesuch am stärksten ausgeprägt,²¹ während er beim Theater- und Museumsbesuch schwach oder nicht erkennbar ist. Der Grund für den relativ starken Alterseffekt beim Opern- und Konzertbesuch liegt im Wesentlichen darin, dass das Alter stark mit dem Musikgeschmack korreliert: Ältere schätzen eher als Jüngere Opern und klassische Musik. Dieser Zusammenhang scheint – wie zuvor erwähnt – im Wesentlichen ein Kohorteneffekt zu sein, wie sowohl retrospektive Daten als auch Trenddaten auf Kohortenebene nahelegen (REUBAND 2003, 2009). Vergleichbar starke Korrelationen zwischen Alter und Interesse, wie bei der klassischen Musik und Oper, gibt es im Fall des Interesses an Kunst bzw. Literatur nicht (REUBAND 2006a).

21 Auffällig ist, dass der Alterseffekt beim Konzertbesuch noch etwas stärker ausgeprägt ist als beim Opernbesuch. Dies teilt die Untersuchung mit Untersuchungen in anderen Städten (REUBAND 2010b). Inwieweit dieses Muster primär auf den Musikgeschmack zurückgeht und/oder auch die Institution des Konzertwesens und die Aufführungspraxis eine Rolle spielt (TRÖNDLE 2009), muss an dieser Stelle ungeklärt bleiben.

		1991	2010
Oper	Geschlecht	.06	.09**
	Alter	.09	.14***
	Bildung	.17***	.18***
Theater	Geschlecht	.01	.13***
	Alter	-.03	.03
	Bildung	.25***	.26***
Klass. Konzert	Geschlecht	.01	.05
	Alter	.15***	.23***
	Bildung	.28***	.25***
Museen	Geschlecht	.01	.07*
	Alter	.00	.06
	Bildung	.32***	.34***
* p < 0,05 ** p < 0,01 *** p < 0,001			
<i>Codierung:</i> 1991: mehrmals pro Woche=8, einmal pro Woche=7, mehrmals im Monat=6, einmal im Monat=5, mehrmals im Jahr=4, einmal im Jahr=3, seltener=2, nie=1. 2010: wie 1991; Ausnahme: da „einmal im Jahr“ und „seltener“ hier zu „seltener“ zusammengefasst wird, Wert für diese Kategorie=2.5; Geschlecht: Mann=1, Frau=2; Alter in Jahren; Bildung: Volks-/Hauptschule (einschl. ohne Abschluss) =1, Mittelschule =2, Abitur =3, Universität, Hochschule=4			

Tab. 3: Nutzung kultureller Einrichtungen in Abhängigkeit von sozialen Merkmalen im Zeitvergleich (Korrelationen, Pearson's r)

Anders als es aufgrund traditioneller Vorstellungen über die besondere Affinität der Frauen zur Kunst und Kultur oftmals erwartet wird, erweist sich das Merkmal Geschlecht in unserer Analyse nur partiell als bedeutsam für die Nutzung kultureller Einrichtungen. Ein Effekt wird lediglich in der neueren Erhebung in nennenswerter Größenordnung ausgewiesen. Auch diesen Befund teilt unsere Untersuchung mit Untersuchungen, die in anderen Städten durchgeführt wurden: Der Geschlechtseffekt ist auch dort nicht über die verschiedenen Orte und Einrichtungen hinweg gleichermaßen nachzuweisen. Wenn es ihn gibt, dann freilich ist er konsistent in der Richtung der Beziehung. Danach nutzen die Frauen etwas häufiger die kulturelle Einrichtung als die Männer (REUBAND 2010b).

Nun sind die von uns hier herangezogenen sozialen Merkmale voneinander nicht unabhängig. Alter, Bildung und Geschlecht korrelieren miteinander: Ältere Menschen weisen, generationsbedingt ein niedrigeres Bildungsniveau auf als Jüngere. Und ältere Menschen setzen sich

aufgrund unterschiedlicher Lebensdauer überproportional aus Frauen zusammen. Angesichts dessen ist es denkbar, dass manche der hier betrachteten Effekte mit anderen Effekten konfundiert sind – der Alterseffekt z. B. durch die Überlagerung mit dem Bildungseffekt geschwächt ist und aufgrund dessen gar nicht sichtbar wird.

Man kann dieses Problem der Überschneidung unterschiedlicher Effekte durch Einsatz geeigneter statistischer Verfahren bereinigen und die eigenständigen Effekte von Variablen ermitteln. Dies geschieht im Folgenden im Rahmen einer linearen Regressionsanalyse, bei der die Effekte der Variablen unter Kontrolle der übrigen Variablen bestimmt werden. Die Ergebnisse finden sich in Tab. 4. Sie zeigen zum einen, dass die sozialen Merkmale Alter und Bildung gegenüber der Analyse, die sich auf die bloße bivariate Korrelationsberechnung bezieht, z. T. in durchaus nennenswertem Maße an Bedeutung gewinnen. So zeigte sich zunächst kein Alterseffekt beim Museumsbesuch. Nun aber tritt er sehr wohl zutage, und dies sowohl in der Erhebung von 1991 als auch 2010.²² Desgleichen gewinnt das Merkmal Alter an Bedeutung beim Opern- und Theaterbesuch sowie beim Besuch klassischer Konzerte. Waren einige der Beziehungen 1991 noch statistisch nicht signifikant, werden sie es in der multivariaten Analyse nun sehr wohl.

Wohl am bemerkenswertesten aber ist, dass innerhalb des hier betrachteten Zeitraums die eigenständigen Effekte sozialer Merkmale zunehmen. Dies wird besonders deutlich am Merkmal Alter und Geschlecht, weniger deutlich beim Merkmal Bildung – die standardisierten Koeffizienten bleiben ungefähr auf gleichem Niveau. Bei Berücksichtigung der unstandardisierten Koeffizienten ergibt sich freilich auch bei der Bildung ein leichter Zuwachs. Bedenkt man, dass aus methodischen Gründen in der Erhebung von 2010 der Effekt sozialer Merkmale unterschätzt wird, so bedeutet dieser Befund: Die Effekte sind 2010 realiter größer als es die genannten Zahlen ausweisen. Aufgrund dessen ist auch im Fall der Bildung von einer Steigerung des Effektes auszugehen. Die soziale Spaltung hat zwischen 1991 und 2010 zugenommen.²³

22 Zu ähnlichen Befunden für Museen in anderen Städten – speziell auch für Kunstmuseen – s. REUBAND (2010a, b).

23 Dokumentiert sind in unserer Übersicht die standardisierten Regressionskoeffizienten. Sie erlauben die Bestimmung des relativen Einflusses von Variablen im Vergleich zueinander. Da in sie auch die Streuungsmaße eingehen, die über die Zeit variieren können, ist es für Vergleiche identischer Variablen ratsam, auch die unstandardisierten Regressionskoeffizienten heranzuziehen. Ihnen zufolge hat bei allen Formen kultureller Nutzung der Einfluss des Alters – ebenso wie des Geschlechts – zugenommen. Für den Opernbesuch ergibt sich für das Alter ein Anstieg von .011 auf .016, Theaterbesuch von

		1991	2010
Oper	Geschlecht	.06	.10**
	Alter	.14***	.20***
	Bildung	.21***	.23***
	R ²	.05	.08
Theater	Geschlecht	.03	.13***
	Alter	.04	.11***
	Bildung	.26	.28***
	R ²	.06	.09
Klass. Konzert	Geschlecht	.01	.05
	Alter	.24***	.32***
	Bildung	.34***	.33***
	R ²	.14	.16
Museen	Geschlecht	.02	.08*
	Alter	.09**	.15***
	Bildung	.34***	.38***
	R ²	.11	.14

* p < 0,05 ** p < 0,01 *** p < 0,001

Tab. 4: Einfluss sozialer Merkmale auf die Nutzung kultureller Einrichtungen im Zeitvergleich (standardisierte beta-Koeffizienten der Regressionsanalyse)

Die Tatsache, dass alle Formen der kulturellen Partizipation von dem Bedeutungszuwachs sozialer Merkmale betroffen sind, darunter auch der Besuch klassischer Konzerte, ist dabei insofern von Interesse, als damit – zumindest auf den ersten Blick hin – zugleich die Hypothese in Frage gestellt wird, derzufolge eine zunehmende „Intellectualisierung“ des Kulturangebots zu einem verstärkten Effekt der Bildung beigetragen haben könnte. Träfe dies zu, müsste der Besuch von Museen, Theater und Oper tangiert sein, nicht aber der Besuch klassischer Konzerte. Denn das Repertoire klassischer Konzerte dürfte über die Zeit ziemlich stabil geblieben sein. Sollte sich allerdings der Besuch klassischer Konzerte primär als Funktion eines kulturellen Lebensstils ergeben, der durch den Besuch von Oper, Theater und Museen geprägt ist (REUBAND 2010b), dann wäre die gestiegene Bedeutung der Bildung beim

.004 bzw. .009, Besuch klassischer Konzerte von .021 bzw. 034, Museumsbesuch von .009 zu .014. Für das Merkmal Bildung lässt sich im Modell unstandardisierter Regressionskoeffizienten ebenfalls ein Bedeutungszuwachs nachweisen. Für den Opernbesuch einen Anstieg von .237 auf .276, Theaterbesuch von .348 auf .381, Besuch klassischer Konzerte von .414 auf .530, Museumsbesuch von .456 auf .554.

Besuch klassischer Konzerte sehr wohl noch als Effekt gestiegener Intellektualisierung des Kulturangebots denkbar. Der Konzertbesuch wäre gewissermaßen die Generalisierung des bestehenden kulturellen Partizipationsmusters.²⁴

8. Einkommen als ökonomische Ressource und Statusdimension

Bildung, sozialer Status und Einkommen korrelieren untereinander. Heutzutage ist es zwar seltener der Fall als noch in den 50er-Jahren, aber der Zusammenhang ist nicht aufgehoben (u. a. MÜLLER-SCHNEIDER 1994, 1996). Das bedeutet, hinter dem Effekt der Bildung, wie wir ihn in den vorliegenden Analysen ermittelt haben, verbirgt sich möglicherweise auch ein Effekt des Einkommens. Dem Einkommen kommt dabei eine mehrfache Bedeutung zu: Es stellt zum einen die ökonomische Ressource dar, die es dem einzelnen erlaubt, kulturelle Einrichtungen zu nutzen. Und dieser Faktor ist – anders als dies manche Theaterleute meinen – nicht als irrelevant abzutun. Schließlich bedeutet der Besuch kultureller Einrichtungen, dies in der Regel zusammen mit einem Partner zu tun. Die üblichen Kosten sind damit höher als die Kosten für einzelne Karten.²⁵ Nur im Fall des Museums halten sich die Eintrittsgebühren in Grenzen, sodass hier am wenigsten von ökonomischen Barrieren des Besuchs auszugehen ist.

Das Einkommen, über das ein Haushalt verfügt, hat jedoch nicht nur eine Bedeutung als ökonomische Ressource. Es signalisiert gleichzeitig

24 Träfe diese Annahme zu, müsste sich im Zeitverlauf kein Zuwachs sozialer Determinationskraft seitens der sozialen Merkmale beim Konzertbesuch finden lassen, sobald die anderen Formen kultureller Partizipation in der Analyse kontrolliert werden. Unterimmt man eine entsprechende Analyse, zeigt sich, dass man unter diesen Umständen in der Tat von keinem nennenswerten Zuwachs des Bildungseffektes mehr sprechen kann: Der standardisierte Regressionseffekt von Bildung liegt 1991 bei .14 ($p < .001$) und 2010 bei .15 ($p < 0,001$), der unstandardisierte Koeffizient – der hier die brauchbareren Vergleichsdaten liefert – liegt 1991 bei .18 und 2010 bei .24. Ein derart geringer Zuwachs auf Seiten des unstandardisierten Koeffizienten ist vernachlässigenswert. Ob der Effekt größer ausgefallen wäre, wenn es keine thematisch überproportionale Rekrutierung Kulturinteressierter in der neuen Erhebung gegeben hätte, ist ungewiss. Deshalb können die Ergebnisse unserer Prüfung nur als tentativ angesehen werden.

25 Fragt man Liebhaber von Opern, die keine (oder nur selten) Operaufführungen besuchen, nach den Gründen für den Verzicht, so werden in nennenswertem Maße die finanziellen Kosten genannt (REUBAND 2008). Für einige Befragten mag dies lediglich eine akzeptable Begründung und Rationalisierung des Nichtbesuchs sein, für den größten Teil jedoch dürften sich darin reale Gründe widerspiegeln.

Statuszugehörigkeit und hat damit eine symbolische Funktion: Je höher das Einkommen ist, desto eher zählt jemand zu den höheren Statusgruppen. Und desto eher könnte eine Neigung zur kulturellen Überhöhung der eigenen Position bestehen – gewissermaßen als sozialer Distinktionsmechanismus gegenüber den niederen Schichten, wie ihn Pierre Bourdieu (1982) für Frankreich beschrieben hat. In dem Maße, wie dieses Bestreben nach sozialer Distinktion in den höheren Schichten schwindet, müsste das Einkommen als soziale Determinante kultureller Partizipation abnehmen.

In seiner Analyse des Langzeitwandels ästhetischer Schemata hat Thomas Müller-Schneider (1994: 80) Hinweise dafür zu finden geglaubt, dass das Einkommen als Determinante seit den 1950er-Jahren in Deutschland an Bedeutung verloren hat, und er hat dies als Zeichen für die Abnahme der Bedeutung von Statussymbolen gedeutet. Hochkulturelle Symbole würden heutzutage kaum noch auf einen gehobenen Einkommensstatus hinweisen. In einer neueren Analyse, die sich auf Umfragedaten aus den 1990er-Jahren stützt, fand der Autor allerdings selbst noch im Jahr 1998 einen – wenn auch schwachen – Zusammenhang zwischen Einkommen und Hochkulturschema, nach Kontrolle der Merkmale Alter und Bildung. Insgesamt bewertete er diesen Befund indes als eher marginal (MÜLLER-SCHNEIDER 2000: 369ff.).

Das Problem des von Müller-Schneider angestellten Vergleichs besteht im Kontext unserer Diskussion darin, dass in das von ihm verwendete Hochkulturschema nicht nur Verhalten, sondern auch Einstellungen und Interessen eingehen und damit Variablen, die nicht notwendigerweise einkommensmäßig determiniert sind. Untersuchungen, die sich auf die Verhaltensebene beschränkten, haben demgegenüber auch in neuerer Zeit noch Effekte des Einkommens auf die kulturelle Partizipation nachweisen können (REUBAND 2006a, 2010b). Angesichts dessen wäre es verfrüht, einen Abgesang auf den Stellenwert des Einkommens für die hochkulturelle Partizipation anzustimmen.

Bezieht man in unsere Untersuchung, zusätzlich zu den Merkmalen Geschlecht, Alter und Bildung, das Haushaltsnettoeinkommen in den Kreis der unabhängigen Variablen ein, so zeigt sich (Tab. 5) dass die beschriebenen Effekte von Alter, Bildung und Geschlecht für beide Zeitpunkte bestehen bleiben. Dem Haushaltseinkommen jedoch kommt je nach Erhebungszeitpunkt ein unterschiedlicher Stellenwert zu: In der Erhebung von 1991 übt das Einkommen auf den Besuch von Opern, Theater und klassischen Konzerten einen Einfluss aus, und dies zum Teil in ähnlich starkem Maße wie andere soziale Merkmale. Nur beim Mu-

seumsbesuch wird die statistische Signifikanz verfehlt. Rund 20 Jahre später hat sich der Effekt des Einkommens auf die Praxis der hochkulturellen Nutzung verflüchtigt – mit Ausnahme des Theaterbesuchs, wo er nach wie vor nachgewiesen werden kann.

		1991	2010
Oper	Geschlecht	.09	.10 [*]
	Alter	.13 ^{**}	.20 ^{***}
	Bildung	.17 ^{***}	.21 ^{***}
	Einkommen	.14 ^{**}	.04
	R ²	.07	.08
Theater	Geschlecht	.06	.13 ^{**}
	Alter	.03	.10 ^{**}
	Bildung	.21 ^{***}	.24 ^{***}
	Einkommen	.18 ^{***}	.11 [*]
	R ²	.09	.10
Klass. Konzert	Geschlecht	.04	.05
	Alter	.23 ^{***}	.32 ^{***}
	Bildung	.29 ^{***}	.32 ^{***}
	Einkommen	.17 ^{***}	.04
	R ²	.15	.16
Museen	Geschlecht	.04	.08 [*]
	Alter	.09	.15 ^{***}
	Bildung	.32 ^{***}	.35 ^{***}
	Einkommen	.09	.05
	R ²	.12	.14
* p < 0,05 ** p < 0,01 *** p < 0,001			
Paarweiser Ausschluss von Werten			
<i>Codierung</i> wie Tabelle 3; Einkommen des Haushalts in DM bzw. Euro auf der Basis der mittleren Werte der vorgegebenen Einkommensklassen. Der Anteil der Befragten, die dazu keine Angaben machten (verweigert, weiß nicht oder aus sonstigen Gründen keine Angabe) und in die Berechnung nicht eingehen, lag 1991 bei 18 %, 2010 bei 35 %.			

Tab. 5: Einfluss sozialer Merkmale auf die Nutzung kultureller Einrichtungen im Zeitvergleich (standardisierte beta-Koeffizienten der Regressionsanalyse)

Dass der Bedeutungsverlust des Haushaltseinkommens auf die ökonomische Ressourcendimension des Einkommens zurückgeht, ist unwahrscheinlich. Angesichts eher steigender Eintrittspreise bei gleichzeitig stagnierenden Einkommen im Verlauf der letzten 20 Jahre, dürften die relativen Kosten eines Opern- oder Konzertbesuch eher gewachsen als

gesunken sein. Ob – wie Müller-Schneider es behauptet – die Statussymbolik der Hochkulturpartizipation an Bedeutung verloren hat, mithin die symbolische Dimension des Einkommens, ist zwar vorstellbar, ohne weitere empirische Analyse und Befunde jedoch nicht sicher. Inwieweit aufgrund thematischer Selbstselektionsprozesse in der neueren Erhebung der Einkommenseffekte unterschätzt wird, ist zudem eine offene Frage. Würde es sich um einen starken Selektionseffekt handeln, wäre denkbar, dass die realen Effekte des Einkommens für 2010 gleich oder sogar stärker ausgeprägt sein könnten als in der Vorgängeruntersuchung. Doch wie immer man auch den Wandel im Bereich der Einkommensvariablen einschätzen mag – als inhaltlichen oder methodisch bedingten Befund²⁶ – bedeutsam an dieser Stelle ist, dass sich das Gesamtergebnis der vorherigen Analyse zum Einfluss von Geschlecht, Alter und Bildung durch die Einbeziehung der Einkommensdimension nicht ändert. Nach wie vor gilt, dass sowohl auf der Ebene der standardisierten als auch der unstandardisierten Variablen²⁷ der Einfluss sozialer Merkmale im Zeitverlauf zunimmt.

9. Schlussbemerkungen

Institutionen der Hochkultur erfreuen sich unter den Bürgern unterschiedlicher Beliebtheit. Wie am Beispiel der Stadt Köln gezeigt wurde – und sich ebenfalls für andere Städte zeigen ließe –, genießen Museen die größte Popularität, Theater, klassische Konzerte und Opern folgen

26 Was die methodischen Aspekte angeht, so fällt neben der thematischen Selbstselektion der Befragten in der Erhebung von 2010 die geringe Bereitschaft der Befragten zur Offenlegung der Einkommensverhältnisse auf: In der Umfrage von 1991 waren es 11 % der Befragten, die verweigerten und 7 %, die keine Angaben machten oder vorgaben, es nicht zu wissen. In der Umfrage von 2010 machten 29 % keine Angaben bzw. verweigerten, und 6 % gaben an, es nicht zu wissen. Der Ausfall beläuft sich damit 1991 auf 18 % und 2010 mit 35 % auf rund das Doppelte des Ausgangswerts. Die Wahl eines listenweisen, statt paarweisen Ausschlusses von Werten bei der Regressionsanalyse – sie bezieht nur die Befragten ein, die alle der in die Analyse einbezogenen Fragen beantworteten – ändert an den grundsätzlichen Befunden nichts.

27 In einzelnen Fällen ergeben sich bei den standardisierten Regressionskoeffizienten keine Steigerungen – so z. B. beim Konzertbesuch. Dass es hier gleichwohl tendenziell steigende Effekte gibt, belegen die unstandardisierten Regressionskoeffizienten, die ergänzend hier mit herangezogen werden sollten. Danach steigt der Effekt der Bildung beim Opernbesuch von .193 auf .254, beim Theaterbesuch von .284 auf .325, beim Konzertbesuch von .359 auf .506 und beim Museumsbesuch von .425 auf .522. Auch wenn der Zuwachs meist gering ist, bedeutsam ist die Konsistenz über die verschiedenen Formen kultureller Partizipation hinweg.

mit größerem Abstand. In dieser Hinsicht hat sich im Zeitvergleich der letzten 20 Jahre nichts geändert. Die Rangordnung der Nutzung entspricht der Rangordnung kulturellen Interessen auf Seiten der Bürger. Diese Stabilität in der Rangordnung schließt allerdings nicht aus, dass sich in der Häufigkeit der Nutzung über die Zeit Veränderungen ergeben haben: Die Besucherzahlen in Köln – aber auch bundesweit – sind der Tendenz nach rückläufig (wobei die Museen davon bislang am wenigsten betroffen zu sein scheinen).

Je größer die Popularität einer kulturellen Einrichtung ist – sowohl auf der Ebene der Wertschätzung als auch der Nutzung –, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, in der eigenen Umwelt auf eine Person zu treffen, welche diese Einrichtung besucht. Die eigene Motivation zum Besuch der Einrichtung dürfte dadurch eher gestärkt werden. Aus dieser Sicht kann sowohl ein Rückgang als auch ein Anstieg der Besucherzahlen Prozesse in Gang setzen, die aufgrund der sozialen Verstärkerwirkung umfassender sind als die anfängliche Entwicklung der Besucherzahlen selbst. Gelingt es, den Kreis der Besucher zu erhöhen, so ist mit einer Art Schneeballeffekt zu rechnen, durch den weitere Kreise in den Besucherpool einbezogen werden.

Unklar blieb aufgrund der bisherigen Forschung der Stellenwert sozialer Merkmale für die kulturelle Partizipation im Zeitverlauf. Wie unsere Analyse erbrachte, üben Geschlecht, Alter und Bildung nach wie vor einen Einfluss aus. Demgegenüber erwies sich der Stellenwert des Einkommens als weniger einheitlich: Während 1991 ein Effekt nachgewiesen werden konnte, war dies im Jahr 2010 nur noch bei einer Kultureinrichtung der Fall. Es ist allerdings nicht auszuschließen, dass ein Grund für die Bedeutungslosigkeit des Einkommens in der neusten Erhebung auch methodischer Art ist. Insgesamt gesehen kann man als Fazit ziehen, dass die in der Literatur weit verbreitete Annahme gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse, derzufolge der Einfluss sozialer Merkmale geschwächt wird, in unseren Daten keine Bestätigung fand. Im Gegenteil: Die soziale Spaltung des Kulturpublikums scheint größer als zuvor.

Ungewiss ist, ob sich der Befund zunehmender Spaltung auf Köln beschränkt, für Großstädte mit ausgebauter kultureller Infrastruktur typisch oder ganz allgemein exemplarisch für die Entwicklungen in der Bundesrepublik ist. Auch ist eine offene Frage, ob die Tatsache, dass die Besucherzahlen innerhalb des betrachteten Zeitraums in Köln rückläufig waren, Auswirkungen auf den beschriebenen Zusammenhang hat. Womöglich hat sich der Kreis der Besucher verstärkt auf den Kreis der

typischen Hochkultur-Nutzer reduziert. Sicher aber ist: Die Forderung nach „Kultur für alle“, wie sie in den 70er- und 80er-Jahren vermehrt vorgebracht wurde und auch heute noch das Selbstverständnis der Kulturpolitik kennzeichnet, ist noch längst nicht eingelöst. Die traditionelle soziale Spaltung, wie auch durch andere Studien belegt wird, besteht fort. Das Kulturmanagement ist nach wie vor gefordert, der Frage ungleicher Beteiligungsbereitschaft und Beteiligungschancen von Personen in unterschiedlichen Soziallagen in Theorie und Praxis besondere Beachtung zu schenken.

Anhang

Methodische Probleme des Vergleichs

Die Erhebung von 1991 beschränkte sich auf Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit. Durch den Einsatz zufallsgenerierter Nummern werden in der Erhebung von 2010 auch Ausländer mit deutschen Sprachkenntnissen einbezogen. Wie viele es sind, kann nicht festgestellt werden, da Fragen dazu nicht gestellt wurden. Aufgrund der Erfahrungen aus anderen Erhebungen ist jedoch davon auszugehen, dass Ausländer in der Umfrage erheblich unterrepräsentiert sind. Ausländer stellen in Köln unter den Einwohnern, 18 Jahre und älter, einen Anteil von 17 % (STADT KÖLN 2010: 20, eigene Berechnungen). Legt man die von Gunnar Otte für Mannheim ermittelten Angaben zugrunde – danach liegt der Anteil der Ausländer rund halb so hoch in der telefonischen Umfrage wie in der Bevölkerung (OTTE 2008: 393) –, so wäre für die hier verwendete Kölner Umfrage von 2010 ein Anteil von 8-9 % anzunehmen. Die große Mehrheit der Befragten besteht danach also aus Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit. Aus dieser Sicht ist die Grundgesamtheit der beiden Erhebungen trotz unterschiedlicher Ausgangsbedingungen annähernd vergleichbar. Um mögliche Effekte des Einschlusses von Ausländern abzuschätzen, haben wir auf der Basis des ALLBUS 2008 eine OLS-Regressionsanalyse auf die Variable für kulturelle Partizipation gerechnet („kulturelle Veranstaltungen besuchen, z. B. Konzerte, Theater, Ausstellungen“, s. a. Anm.2 dieses Beitrags). Ob man die Befragten mit oder ohne nicht-deutsche Staatsbürgerschaft einbezieht (der Anteil liegt in etwa auf dem gleichen Niveau wie man ihn für die Kölner Umfrage erwarten würde), hat auf die Regressionskoeffizienten keine nennenswerten Auswirkungen, die standardisierten Koeffizienten bleiben praktisch gleich (Bildung z. B. mit einem Wert von .29). Ein gewichtigeres Problem erwächst aus der Themensetzung der Kölner Umfragen: Bei der Umfrage von 1991 handelte es sich um eine Mehrthemenbefragung, bei der Umfrage von 2010 um eine Ein-Themen-Befragung mit Fokus ausschließlich auf Kunst und Kultur. In welchem Umfang aufgrund dessen Kulturinteressierte überproportional in die Erhebung von 2010 einbezogen wurden (und mit welchen Formen des Kulturinteresses), kann im Rahmen der Analyse hier nicht geklärt werden. Möglich ist jedoch die Bestimmung der Richtung des Effekts. Dies ist möglich, wenn man auf der Basis einer Umfrage, die keiner vergleichbaren thematischen Selektion unterliegt, die Häufigkeit der Kulturnutzung mal für die Gesamtheit der Befragten und mal nur für die Kulturinteressierten ermittelt. Zu diesem Zweck haben wir eine postalische Mehrthemenbefragung der Bevölkerung in Düsseldorf aus dem Jahr 2004 (REUBAND 2006a) herangezogen. Ihr zufolge bekundeten 13 % der Befragten, mehrmals im Jahr die Oper zu besuchen, und 48 % bekundeten, dies „nie“ zu tun. Unter Opernliebhabern – denen Opern „sehr gut“ oder „gut“ gefallen – gaben demgegenüber 26 % einen mehrmaligen Opernbesuch im Jahr an und 25 % bekundeten, „nie“ in

die Oper zu gehen. Analoge Effekte – wenn auch mit unterschiedlicher Stärke – lassen sich auch für die anderen Formen kultureller Partizipation feststellen. Welche Effekte aus der überproportionalen Rekrutierung Kulturinteressierter für die Analyse sozialer Determination erwachsen, kann ebenfalls unter Rekurs auf die gleiche Untersuchung geprüft werden. Danach ergaben sich für den Opernbesuch für die Gesamtheit der Befragten die folgenden OLS-standardisierten Regressionskoeffizienten: Geschlecht .03 (n. s.), Alter .35 ($p < 0,001$), Bildung .34 ($p < 0,001$). Würde man sich auf die Personen beschränken, die Opernbesuch als „sehr gut“ oder „gut“ beurteilen, lägen die Werte deutlich niedriger. Man käme dann auf die folgenden Werte: Geschlecht -.03 (n. s.), Alter .09 (n.s.), Bildung .16 ($p < 0,05$). Im Fall des Museumsbesuchs findet man für die Gesamtheit der Befragten beim Geschlecht einen Wert von .04 (n. s.), Alter .15 ($p < 0,001$), Bildung .47 ($p < 0,001$). Bei Beschränkung auf diejenigen, die sich „sehr stark“ oder „stark“ für „Kunst, Malerei“ interessieren, ergeben sich die folgenden Werte: Geschlecht -.08 (n. s.), Alter .09 (n. s.), Bildung .23 ($p < 0,01$). Würde man anstelle der standardisierten Koeffizienten die unstandardisierten verwenden, würden sich ähnliche Folgerungen ergeben. Bei allen hier vorgenommenen Analysen werden also die Effekte sozialer Merkmale reduziert, sobald man die Kulturinteressierten in den Fokus der Analyse stellt.

Literatur

- ADM (2010): *Jahresbericht 2010*. Frankfurt/M.: Arbeitsgemeinschaft Deutscher Marktfor-
schungsinstitute.
- ALEMANN, Heine v. (1997): Galerien als Gatekeeper des Kunstmarkts. Institutionelle As-
pekte der Kunstvermittlung. – In: Gerhards, Jürgen (Hg.), *Soziologie der Kunst. Pro-
duzenten, Vermittler und Rezipienten*. Opladen: Westdt. Verl., 211-240.
- ARZHEIMER, Kai (2009): Gewichtungsvariation. – In: Schoen, Harald/Rattinger, Hans/
Gabriel, Oscar W. (Hgg.), *Vom Interview zur Analyse*. Baden-Baden: Nomos, 361-
388.
- BECK, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*.
Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BERMBACH, Udo (o. J. [ca. 2010]): Oper und Gesellschaft. Zu einigen Aspekten eines
komplexen Verhältnisses. – In: Stiftung zur Förderung der Hamburgischen Staatsoper
(Hg.), *Die Zukunft der Oper. Die Oper der Zukunft. 50 Jahre Stiftung zur Förderung
der Hamburgischen Staatsoper*. Hamburg, 142-151.
- BEYER, Barbara (2005): Einleitung. – In: Dies. (Hg.), *Warum Oper?* Berlin: Alexander:
14-20.
- BOLWIN, Rolf (2010): Theater und Orchester gestern, heute, morgen – Eine Welt der Kunst
in Zahlen. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.),
Jahrbuch für Kulturpolitik. Bd. 10: Kulturelle Infrastruktur. Essen: Klartext, 137-144.
- BOURDIEU, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteils-
kraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- CIALDINI, Robert B./PETTY, Richard E./CACIOPPO, John T. (1981): Attitude and attitude
change. – In: *Annual Review of Psychology* 32, 357-404.
- CHRISTIAKIS, Nicholas A./FOWLER James H. (2010): *Connected! Die Macht sozialer
Netzwerke und warum Glück ansteckend ist*. Frankfurt/M.: Fischer.
- DEUTSCHER STÄDTETAG (2004): *Methodik von Befragungen im Kulturbereich*. Köln.

- DIEKMANN, Andreas (¹⁹2007): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- FÖHL, Patrick S. (2010): Kooperation und Fusion von öffentlichen Theatern. Entwicklung oder Abwicklung kultureller Infrastruktur. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd. 10: Kulturelle Infrastruktur. Essen: Klartext, 291-298.
- FREY James H./KUNZ, Gerhard/LÜSCHEN, Günther (1990): *Telefonumfragen in der Sozialforschung. Methoden, Techniken, Befragungspraxis*. Opladen: Westdt. Verl.
- FRIEDRICH, Jürgen (1998): Soziale Netzwerke und die Kreativität einer Stadt. – In: Kirchberg, Volker/Göschel, Albert (Hgg.), *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*. Opladen: Leske + Budrich, 145-163.
- GLAGOW, Helga/BÜHLER, Erika (1987): *CATI. Das Antwortverhalten, Sample Workshop 2*. Mölln: Sample Institut.
- GROVES, Robert M./PRESSER, Stanley/DIPKO, Sarah (2004): The Role of Topic Interest in Survey Participation Decisions. – In: *Public Opinion Quarterly* 68, 1, 2-31.
- HAGEDORN-SAUPE, Monika (2010): Entwicklung der Museumslandschaft in Deutschland seit 1990. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd 10: Kulturelle Infrastruktur. Essen: Klartext, 177-188.
- HALLE, David (1992): The Audience for Abstract Art: Class, Culture and Power. – In: Lamont, Michèle/Fournier, Marcel (Hg.), *Cultivating Differences Symbolic Boundaries and the Making of Inequality*. Chicago: Chicago UP, 131-151.
- HARTMANN, Peter (1999): *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske + Budrich.
- HARTMANN, Peter (2004): Geschmackskulturen in Düsseldorf: Präferenzen für Musik und Essen. – In: Keschkes, Robert/Wagner, Michael/Wolf, Christof (Hgg.), *Angewandte Soziologie*. Wiesbaden: VS, 289-308.
- HUTH, Radoslaw/WEISHAUPT, Horst (2009): Bildung und hochkulturelle Freizeitaktivitäten. – In: *Journal für Bildungsforschung Online* 2009, 224-240.
- ISENGARD, Irgmard (2011): Die Prägung von Lebensstilen im Lebensverlauf: Eine alters- und kohortenanalytische Perspektive. – In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hgg.), *Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS, 295-315
- JÄCKLE, Annette/ROBERTS, Caroline/LYNN, Peter (2006): *Telephone versus Face-to-Face Interviewing: Mode effects on data quality and likely causes*. ISER Working Paper 2006-41. Institute for Social and Economic Research.
- JANSSEN, Susanne/ VERBOOD, Marc/KUIPERS, Giselinde (2011): Comparing cultural classification: high and popular arts in European and U.S. elite newspapers, 1955-2005. – In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hgg.), *Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS, 139-168.
- JUNG, Matthias (1990): Ausschöpfungsprobleme bei repräsentativen Umfragen. – In: Forschungsgruppe Telekommunikation (Hg.), *Telefon und Gesellschaft*. Bd. 2: Internationaler Vergleich – Sprache und Telefon – Telefonseelsorge und Beratungsdienste – Telefoninterviews. Berlin: Spiess, 386-398.
- KEETER, Scott/KENNEDY, Courtney/DIMOCK, Michael/BEST, Jonathan/CRAIGHILL, Peyton (2006): Gauging the impact of growing nonresponse on estimates from a national RDD telephone survey. – In: *Public Opinion Quarterly* 70/5, 759-779.

- KEUCHEL, Susanne (2003): *Rheinschiene – Kulturschiene. Mobilität, Meinungen, Marketing*. Bonn: ARCult Media.
- KEUCHEL, Susanne (2005): Das Kulturpublikum zwischen Kontinuität und Wandel – Empirische Perspektiven. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik* Bd. 5: Kulturpublikum. Essen: Klartext, 111-125.
- KEUCHEL, Susanne (2006): Das (un)bekannte Wesen – Analysen des Kulturpublikums. – In: Kulturpolitische Gesellschaft (Hg.), *publikum.macht.kultur. Kulturpolitik zwischen Angebots- und Nachfrageorientierung. Dokumentation des Dritten Kulturpolitischen Bundeskongresses am 23./24. Juni 2005 in Berlin*. Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft/Klartext, 54-65.
- KEUCHEL, Susanne/GRAFF, Frederik (2011): *Kulturforschung in Südniedersachsen*. St. Augustin: Zentrum für Kulturforschung.
- KLINGLER, Walter/NEUWÖHNER, Ulrich (2003): Kultur in Fernsehen und Hörfunk. – In: *Media Perspektiven*, 2003/7, 310-319.
- KOCH, Achim (1998): Wenn „mehr“ nicht gleichbedeutend mit „besser“ ist: Ausschöpfungsquoten und Stichprobenverzerrungen in Allgemeinen Bevölkerungsumfragen. – In: *ZUMA-Nachrichten* 42, 66-99.
- KÖCHER, Renate (2008): *AWA 2008 – Die junge Generation als Vorhut gesellschaftlicher Veränderungen*. Allensbach: Verl. f. Demoskopie.
- KÖCHER, Renate (2010): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 2003-2009*. Berlin/Allensbach: De Gruyter/Verl. f. Demoskopie. <<http://www.ifd-allensbach.de/awa/ergebnisse/archiv.html>>.
- MEULEMANN, Heiner/GILLES, David (2011): Beliebt und immer beliebter? Fernsehen und Freizeit in Deutschland 1987-2007. – In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63, 255-278.
- MÜLLER, Walter (1998): Sozialstruktur und Wahlverhalten. Eine Widerrede gegen die Individualisierungsthese. – In: Friedrichs, Jürgen (Hg.), *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske + Budrich, 249-261.
- MÜLLER-SCHNEIDER, Thomas (1994): *Schichten und Erlebnismilieus. Der Wandel der Milieustruktur in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: DUV.
- MÜLLER-SCHNEIDER, Thomas (1996): Wandel der Milieulandschaft in Deutschland. Von hierarchisierenden zu subjektorientierten Wahrnehmungsmustern. – In: *Zeitschrift für Soziologie* 25, 190-206.
- MÜLLER-SCHNEIDER, Thomas (2000): Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich. – In: *Zeitschrift für Soziologie* 29, 361-374.
- NEUWÖHNER, Ulrich/KLINGLER, Walter (2011): Kultur, Medien und Publikum 2011. Eine Analyse auf der Basis der Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. – In: *Media Perspektiven* 12, 592-607.
- OPASCHOWSKI, Horst W. (2005): Die kulturelle Spaltung der Gesellschaft. Die Schere zwischen Besuchern und Nichtbesuchern öffnet sich weiter. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd. 5: Kulturpublikum. Essen: Klartext, 211-215.
- OPASCHOWSKI, Horst W. (2006): *Deutschland 2020: Wie wir morgen leben – Prognosen der Wissenschaft*. Wiesbaden: VS.

- OTTE, Gunnar (2008): *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS.
- OTTE, Gunnar (2010): „Klassenkultur“ und „Individualisierung“ als soziologische Mythen? Ein Zeitvergleich des Musikgeschmacks Jugendlicher in Deutschland, 1955-2004. – In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hg.), *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“?* Wiesbaden: VS, 73-95.
- PAPE, Simone/RÖSSEL, Jörg (2008): Die visuelle Wahrnehmbarkeit sozialer Ungleichheit – Eine alternative Methode zur Untersuchung der Entkoppelungsthese. – In: *Zeitschrift für Soziologie* 37, 25-41.
- REUBAND, Karl-Heinz (1971): Die Bedeutung der Primärumwelten für das Wahlverhalten. – In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 23, 544-567
- REUBAND, Karl-Heinz (1974): *Differentielle Assoziation und soziale Schichtung*. Diss. Universität Hamburg, Hamburg.
- REUBAND, Karl-Heinz (2002): Opernbesuch als Teilhabe an der Hochkultur. Vergleichende Bevölkerungsumfragen in Hamburg, Düsseldorf und Dresden zum Sozialprofil der Besucher und Nichtbesucher. – In: Heinrichs, Werner/ Klein, Armin (Hgg.), *Deutsches Jahrbuch für Kulturmanagement*. Bd. 5. Baden-Baden: Nomos, 42-55.
- REUBAND, Karl-Heinz (2003): Musikalische Geschmacksbildung und Generationszugehörigkeit. Klassik-Präferenzen im internationalen Vergleich. – In: Klein, Armin (Hg.), *Deutsches Jahrbuch für Kulturmanagement*. Bd. 6. Baden-Baden: Nomos, 5-17.
- REUBAND, Karl-Heinz (2005a) Moderne Opernregie als Ärgernis? Eine Fallstudie über ästhetische Bedürfnisse von Zuschauern und Paradoxien in der Bewertung „moderner“ Inszenierungen. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd. 5: Kulturpublikum. Essen: Klartext, 225-241.
- REUBAND, Karl-Heinz (2005b): Sterben die Opernbesucher aus? Eine Untersuchung zur sozialen Zusammensetzung des Opernpublikums im Zeitvergleich. – In: Klein, Armin/ Knubben, Thomas (Hgg.), *Deutsches Jahrbuch für Kulturmanagement*. Bd. 7. Baden-Baden: Nomos, 123-138.
- REUBAND, Karl-Heinz (2006a): Teilhabe der Bürger an der „Hochkultur“. Die Nutzung kultureller Infrastruktur und ihre sozialen Determinanten. – In: Labisch, Alfons (Hg.), *Jahrbuch der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 2005/06*. Düsseldorf, 263-283 [ebenfalls <<http://www.uni-duesseldorf.de/Jahrbuch/2005>>].
- REUBAND, Karl-Heinz (2006b): Das Publikum der „Götterdämmerung“. Eine vergleichende Untersuchung der Opernhäuser Köln und Düsseldorf. – In: Bermbach, Udo/Borchmeyer, Dieter et al. (Hgg.), *Der Ring des Nibelungen, Teil 2* (= wagnerspectrum, 2). Würzburg: Königshausen und Neumann, 143-167.
- REUBAND, Karl-Heinz (2007a): Die soziale Stellung der Opernbesucher. Krise der Oper oder des Klassikpublikums? – In: *Stadtforschung und Statistik. Zeitschrift des Verbandes deutscher Städtestatistiker* 2007/1, 15-21.
- REUBAND, Karl-Heinz (2007b): Partizipation an der Hochkultur und die Überschätzung kultureller Kompetenz. Wie sich das Sozialprofil der Opernbesucher in Bevölkerungs- und Besucherbefragungen (partiell) unterscheidet – In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 32, 46-70.
- REUBAND, Karl-Heinz (2008): Kosten – Interessen – Lebensstil. Warum Opernliebhaber nicht häufiger in die Oper gehen und andere die Oper meiden. – In: *Stadtforschung und Statistik. Zeitschrift des Verbandes deutscher Städtestatistiker* 2008/1, 24-30.

- REUBAND, Karl-Heinz (2009): Die Institution Oper in der Krise? Generationsbedingte Änderungen des Opernbesuchs und des Musikgeschmacks im Langzeitvergleich. – In: *KM. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network* 38 (Generationen), 8-12.
- REUBAND, Karl-Heinz (2010a): Sinkende Nachfrage als Determinante zukünftiger Museumskrisen? Der Einfluss von Alter und Bildung auf den Museumsbesuch und kulturelle Interessen. – In: *KM. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network* 41 (Museum in der Krise), 21-28, 48.
- REUBAND, Karl-Heinz (2010b): Kulturelle Partizipation als Lebensstil. Eine vergleichende Städteuntersuchung zur Nutzung der lokalen kulturellen Infrastruktur. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd. 10: Kulturelle Infrastruktur. Essen: Klartext, 235-246.
- REUBAND, Karl-Heinz (2010c): Erwartungen an den Opernbesuch und bevorzugte Inszenierungsstile. Eine empirische Analyse der ästhetischen Präferenzstrukturen von Opernbesuchern. – In: *Jahrbuch für Kulturmanagement* 1 (Theorien für den Kultursektor), 247-272.
- REUBAND, Karl-Heinz (2011): Das Opernpublikum zwischen Überalterung und sozialer Exklusivität. Paradoxe Effekte sozialer Merkmale auf die Häufigkeit des Opernbesuchs. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd. 11. Essen: Klartext, 397-406.
- REUBAND, Karl-Heinz (2012): Vertrauen in die Polizei und staatliche Institutionen. Konstanz und Wandel in den Einstellungen der Bevölkerung 1984-2011. – In: *Soziale Probleme* 23, 5-39.
- REUBAND, Karl-Heinz/BLASIUS, Jörg (1996): Face-to-face, telefonische und postalische Befragungen. Ausschöpfungsquoten und Antwortmuster in einer Großstadtstudie. – In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48, 296-318.
- ROMBACH, Julia (2005): Kultur im 21. Jahrhundert. Kultureinrichtungen als Lebens-, Lern- und Erlebnisorte. – In: Popp, Reinhold (Hg.), *Zukunft: Freizeit: Wissenschaft*. FS Horst W. Opaschowski zum 65. Geburtstag. Münster: Lit, 485-497.
- SCHLÄDER, Jürgen (2001): Kontinuität der Geschichte? Die Oper in München, ihre Veranstaltungen und ihr Publikum. – In: Bayerische Staatsoper (Hg.), *Kraftwerk der Leidenschaft. Die Bayerische Staatsoper*. München, London, New York: Prestel, 33-72.
- SCHNEIDER, Annerose (1969): *Expressive Verkehrskreise: eine empirische Untersuchung zu freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen*. Diss. Universität zu Köln. Köln.
- SCHNELL, Rainer/KOHLER, Ulrich (1998): Eine empirische Untersuchung einer Individualisierungshypothese am Beispiel der Parteipräferenz von 1953-1992. – In: FRIEDRICH, Jürgen (Hg.), *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske + Budrich, 221-247.
- SCHRÖDER, Till (2012): Mein Werk, dein Werk. – In: *Oper/pur/Köln. Das Magazin der Oper* (Februar-März-April), 7
- SCHULZE, Gerhard (1997 [1992]): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M.: Campus.
- SPELLERBERG, Annette (2011): Kultur in der Stadt – Autopfleger auf dem Land? Eine Analyse sozialräumlicher Differenzierungen des Freizeitverhaltens auf der Basis des SOEP 1998- 2008. – In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hg.), *Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS, 316-338.
- STADT KÖLN (2004): *Statistisches Jahrbuch 2004*. Köln.

- STADT KÖLN (2010): *Statistisches Jahrbuch 2010*. Köln.
- STADT KÖLN (2011): *Statistisches Jahrbuch 2011*. Köln.
- TRIPPLET, Timothy (2002): *What is gained from additional attempts & refusal conversation and what are the cost indications?* Washington: The Urban Institute.
- TRÖNDLE, Martin (Hg.) (2009): *Das Konzert. Neue Aufführungskonzepte für eine klassische Form*. Bielefeld: transcript.
- VOMBERG, Elfi (2010): *Wagnerianer heute*. Magisterarbeit. Musikwissenschaftliches Institut der Universität zu Köln. Köln.
- WASMER, Martina/SCHOLZ, Evi/BLOHM, Michael (2010): Konzept und Durchführung der „Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“ (ALLBUS) 2008. – In: *GESIS-Technical Reports 2010/4*.
- WIESAND, Andreas J. (2005): Was zählt: Angebot oder Nachfrage? Fünf Fragen an die empirische Kulturforschung und erste Antworten. – In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik*. Bd. 5: Kulturpublikum. Essen: Klartext, 441-450.
- WOLF, Christof (1996): *Gleich und gleich gesellt sich gern. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften*. Hamburg: Kovac.
- ZAHNER, Nina Tessa (2010): Die Selektivität des Publikums zeitgenössischer Kunst als Herausforderung für die Rezeptionstheorie Pierre Bourdieus? – In: *Jahrbuch für Kulturmanagement* 1 (Theorien für den Kultursektor), 55-75.